# Die Kunſt
# reich zu werden.

Ein

## gar nützliches Noth- und Hülfsbüchlein

für

## arme Schlucker,

welche ſich in den Abrahamsſchooß der irdiſchen Seligkeit zu ſetzen wünſchen;

von

**Peter Michel Goldmann,**
reichem Gutsbeſitzer in der goldenen Aue der Genügſamkeit.

Weimar und Ilmenau.
Druck und Verlag von Bernh. Friedr. Voigt.
1834.

# Vorwort.

Eine gute Vorrede wird gewöhnlich deswegen geschrieben, um der bösen Nachrede zuvorzukommen, welche einem Buche nachhinken könnte, wenn es das nicht leistet, was es auf dem Titel verspricht. Damit nun das meinige von keinem solchen Vorwurfe getroffen werde, und meine geehrten Leser, die, wie ich vermuthe, sehr begierig nach diesem Büchlein greifen, nicht lange in Ungewißheit über seinen Inhalt bleiben mögen, will ich denselben ohne Rückhalt sogleich angeben und somit den Titel vervollständigen. Also — um unsere Waare sogleich auf dem Laden dieses

erſten Blattes wie ein guter Kaufmann auszulegen, — man findet in dieſem Werke:

Erſtens, eine Aufzählung und Kritik der gewöhnlichen Mittel und Wege, die zu dem allgemein gewünſchten Zwecke, reich zu werden, führen können. Da ſie aber, wie aus der nachfolgenden Erörterung hervorgeht, nicht immer zum Ziele hinleiten, auch viele nicht von allgemeiner Anwendung ſind, ſo folgt:

Zweitens, das eigentliche Arcanum, oder das einzig und allein probat gefundene Mittel, reich zu werden, unverhohlen, deutlich und verſtändlich mitgetheilt, ſo daß deſſen leichte Anwendbarkeit Jedem, der nicht ganz vernagelt iſt, einleuchten wird.

Damit man mich aber nicht der Frivolität und einer gar zu ſinnlichen materialen Denkungsart beſchuldige, ſo habe ich als Zugabe, zur Beruhigung zarter Gewiſſen, die ſich vielleicht an manchen Erörterungen des

erſten Theiles geärgert haben, auch einige Moralitäten hinzugefügt, welche von ſolchen Leſern, denen es nur um das Reelle und Solide zu thun iſt und die ſich daher nicht gern mit moraliſchen Unterſuchungen befaſſen, füglich überſchlagen werden können. Es folgen nämlich:

Drittens, Unterſuchungen, deren Scharfſinnigkeit vielleicht nicht Jedem in die Augen ſpringt; über das Verhältniß des Reichthums zur menſchlichen Glückſeligkeit im Allgemeinen, und endlich

Viertens, einige philoſophiſche Grillen und Träumereien über gewiſſe ideale Güter, die gewöhnlich nicht ſehr geſucht werden, und welche von unſern Philoſophen und Moraliſten Seelengüter genannt werden. Dieſe Abtheilung iſt blos für gewiſſe Liebhaber.

Sollte einer oder der andere meiner Leſer etwa fürchten, daß ich das Publikum zum beſten haben und ſeine ſo oft betrogene Leicht-

erſten Blattes wie ein guter Kaufmann auszulegen, — man findet in dieſem Werke:

Erſtens, eine Aufzählung und Kritik der gewöhnlichen Mittel und Wege, die zu dem allgemein gewünſchten Zwecke, reich zu werden, führen können. Da ſie aber, wie aus der nachfolgenden Erörterung hervorgeht, nicht immer zum Ziele hinleiten, auch viele nicht von allgemeiner Anwendung ſind, ſo folgt:

Zweitens, das eigentliche Arcanum, oder das einzig und allein probat gefundene Mittel, reich zu werden, unverhohlen, deutlich und verſtändlich mitgetheilt, ſo daß deſſen leichte Anwendbarkeit Jedem, der nicht ganz vernagelt iſt, einleuchten wird.

Damit man mich aber nicht der Frivolität und einer gar zu ſinnlichen materialen Denkungsart beſchuldige, ſo habe ich als Zugabe, zur Beruhigung zarter Gewiſſen, die ſich vielleicht an manchen Erörterungen des

erſten Theiles geärgert haben, auch einige Moralitäten hinzugefügt, welche von ſolchen Leſern, denen es nur um das Reelle und Solide zu thun iſt und die ſich daher nicht gern mit moraliſchen Unterſuchungen befaſſen, füglich überſchlagen werden können. Es folgen nämlich:

Drittens, Unterſuchungen, deren Scharfſinnigkeit vielleicht nicht Jedem in die Augen ſpringt; über das Verhältniß des Reichthums zur menſchlichen Glückſeligkeit im Allgemeinen, und endlich

Viertens, einige philoſophiſche Grillen und Träumereien über gewiſſe ideale Güter, die gewöhnlich nicht ſehr geſucht werden, und welche von unſern Philoſophen und Moraliſten Seelengüter genannt werden. Dieſe Abtheilung iſt blos für gewiſſe Liebhaber.

Sollte einer oder der andere meiner Leſer etwa fürchten, daß ich das Publikum zum beſten haben und ſeine ſo oft betrogene Leicht-

gläubigkeit mit leeren Verſprechungen hinhalten wolle, ſo habe ich zur Beſtreitung eines ſo unwürdigen Verdachts weiter nichts zu ſagen, als daß ich ſolche mißtrauiſchen Perſonen auffordere, ihre ſich rümpfenden Naſen in das Buch zu ſtecken, um ſich zu überzeugen, daß ihr Verdacht völlig ungegründet ſei. Aber freilich, um mich zu verſtehen und meine Methode zu goutiren, muß man erſt über gewiſſe Grundſätze mit mir einig ſein, und dieſe Grundſätze zu entwickeln und einleuchtend zu machen, habe ich nicht verſäumt.

Der Verfaſſer.

# Inhalt.


Seite

Vorrede

Einleitung. — Allgemeine Liebhaberei der Kunst, reich zu werden. — Seltene Virtuosität in derselben. — Vorläufige Erörterung der Frage, wie viel Einer haben muß, um reich zu heißen . . . . . 1

## Erste Abtheilung,

worin die üblichsten Mittel und Kunstgriffe, reich zu werden, erörtert und geprüft werden.

Eintheilung . . . . . 19

### Erster Abschnitt.

Von den Mitteln, reich zu werden, der ersten Klasse . . . . . 20

1) Geburt oder Abstammung von reichen Eltern . . . . . 21

2) Sinecuren, oder Aemter ohne Mühewaltung . . . . . 25

3) Gönnerschaften . . . . . 32

4) Erbschaften . . . . . 39

5) Reiche Heirathen . . . . . 46

6) Spiele, Lotterien, Wetten . . . . 50

7) Schuldenmachen . . . . . 57

8) Das Goldmachen . . . . . 61

9) Schatzgräberei . . . . . 66

10) Scharlatanerie . . . . . 70

Seite

## Zweiter Abschnitt.

Von den Mitteln, reich zu werden, wobei man Kopf und Hände rühren muß . . 75
I. Die Mittel zum Reichwerden im Nährstande . . . . . 78
1) Der Ackerbau . . . . . 79
2) Handwerke, oder mechanische Künste . 81
II. Der Lehrstand . . . . . 82
1) Gelehrsamkeit . . . . . 83
2) Poesie, — schöne Künste . . . 89
3) Die Kunst, sich schön zu machen . . 92
III. Der Wehrstand . . . . . 96
IV. Speculationen . . . . . 100

## Zweite Abtheilung.

Von den allgemein anwendbaren und durchaus probat gefundenen Mitteln, reich zu werden
1) Befähigung des Autors zu der fraglichen Belehrung . . . . . 111
2) Befähigung des Lesens zur Aufnahme der Belehrung, oder vorläufige Bedingungen und Erfordernisse zur Möglichkeit, reich zu werden . . . . . 116
3) Das Princip, oder die allgemeine Grundbedingung der Kunst, reich zu werden 120
4) Beseitigung einiger Einwürfe gegen die angegebene Methode des Reichwerdens . 132

## Dritte Abtheilung.

Von dem Verhältnisse des Reichthums zur menschlichen Glückseligkeit . . . 148

# Druckfehler.

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Seite | 3 | Zeile | 11 | v. u. | ließ | geſcheidt ſt. geſcheut. |
| — | 31 | — | 11 | — — | — | wenigern — weniger. |
| — | 40 | — | 13 | — o. | — | verſchaffen — zuwenden. |
| — | 42 | — | 13 | — u. | — | dieſe — die. |
| — | 64 | — | 15 | — o. | — | geſcheidt — geſcheut. |
| — | 84 | — | 5 | — — | — | cogit ire — cogitire. |
| — | 88 | — | 1 | — u. | — | oder — der. |
| — | 94 | — | 14 | — o. | — | alle — alte. |
| — | 97 | — | 7 | — — | — | Kaſte — Kunſt. |
| — | 116 | — | 1 | — — | — | könnte — konnte. |
| — | 138 | — | 2 | — u. | — | λιμου — λιμυ |
| — | 144 | — | 7 | — o. | — | die — der. |
| — | 147 | — | 5 | — u. | — | μαλλον — μαλλος |
| — | — | — | 4 | — — | — | υπηρετης — υπηρης |
| — | — | — | 4 | — — | — | εξουσιαν — εζουσιαν |

In derselben Verlagshandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

Droz, Jos., Eudaimonia, oder die Kunst glücklich zu sein. Versuch einer gefälligen Lebensphilosophie. Aus dem Französischen frei übertragen und mit Anmerkungen, Zusätzen und Abhandlungen versehen von A. von Blumröder. gr. 12. broschirt. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Als einen empfehlenden Reisepaß in die deutsche Welt kann man dieser, mit ähnlichen Schriften durchaus nicht zu verwechselnden, Beglückungskunst die Versicherungen mitgeben, daß sie in ihrem Vaterlande nicht allein schon die vierte Aufl. erlebt, sondern auch ihrem Verfasser die Auszeichnung verschafft hat, als Mitglied in die Akademie von Frankreich aufgenommen zu werden. Da wir den Franzosen so manche eben nicht beglückende Kunst verdanken, ja sogar ihre Kunst, Andere unglücklich zu machen, schwer empfunden haben, so könnte obige Schrift allerdings zur gerechten Ausgleichung dienen. Die Uebersetzung konnte nicht wohl in bessere Hände fallen. (vergl. Leipz. Litztg. 1826. 236, die von ihr sagt: „Der gutschreibende und wohldenkende, bereits vortheilhaft bekannte Hr. Uebersetzer hat sich durch die Verpflanzung dieser Schrift auf vaterländischen Boden ein neues Verdienst erworben, und, indem er sie mit vielen eigenen schätzbaren Zusätzen bereichert, seine Arbeit über das Original erhoben.")

# Einleitung.

Allgemeine Liebhaberei der Kunſt reich zu werden. — Seltene Virtuoſität in derſelben. — Vorläufige Erörterung der Frage, wie viel einer haben muß, um reich zu heißen.

Es gibt, wie männiglich bekannt iſt, gar mancherlei Künſte in der Welt, freie und unfreie, ſchöne und häßliche, poetiſche und mechaniſche, geheime und öffentliche, nicht zu gedenken der diverſen Sorten von Taſchenſpieler-, Seiltänzer- und andern Teufelskünſten. Fragen wir nun nach dem letzten Zweck aller dieſer Künſte, ſo werden wir, wenn man aufrichtig ſein will, die Antwort erhalten, daß die Leute, welche ſie treiben, dadurch ihr Fortkommen ſichern und wo möglich reich werden wollen. Die Kunſt, reich zu werden, iſt alſo die allgemeine Kunſt, die von allen Menſchen, wofern ſie nicht zufällig heilige Apoſtel, ſtoiſche Weiſe, Einſiedler oder indolente Wilde ſind, mit mehr oder weniger Erfolg fortgeſetzt betrieben und

ausgebildet wird. Die ſogenannten brodloſen Künſte ſcheinen zwar eine Ausnahme von dieſer Regel zu machen, da ſie nicht nur nicht zum Reichthume, ſondern nicht einmal zum Brode führen, aber wir können annehmen, daß auch ſie als zufällig ergriffene Springſtöcke von der Verblendung oder Verzweiflung gewählt worden ſind, um der Armuth zu entſpringen, und, will's Gott, den Reichthum zu erhaſchen. Denn das, was an ſich unnütz iſt, findet am häufigſten Mecäne, wofern es nur der Neugier oder Sinnlichkeit ſchmeichelt. Selbſt die Philoſophen, welche blos nach dem himmliſchen Golde der Wahrheit und Weisheit zu ſtreben ſcheinen, verachten doch in der Regel auch das irdiſche nicht und behalten ſich klüglich die Ausſicht offen, durch ihre philoſophiſche Kunſt nicht blos Ruhm und Ehre, ſondern auch Reichthum zu erwerben; denn ſie erwarten ehrenvolle Rufe zu einträglichen Lehrſtellen und reichliche Honorare für ihre Vorleſungen und die Herausgabe ihrer Schriften. Wir haben daher jetzt keine Profeſſoren, die ihre Weisheit umſonſt, wie einſt der unkluge Sokrates, von ſich geben, und ein armer Student hat ſeine liebe Noth, wenn er mit ſeinem academiſchen Lehrer um den Erlaß des Collegiengeldes unterhandelt.

Die Herren Geiſtlichen, deren Streben nur nach himmliſchen Gütern gerichtet ſein ſoll, verlieren doch auch, wie die Erfahrung lehrt, die irdiſchen nicht aus den Augen und können ſich freiwillig nicht leicht entſchließen, dem Muſter ihres Herrn

und Meiſters auch in Anſehung der Armuth nachzufolgen. Um ſie nun dazu zu nöthigen, ſind bei uns weiſe Anſtalten getroffen und vorzüglich die Stellen der Landgeiſtlichen ſo eingerichtet worden, daß die Herren zu einer unfreiwilligen Armuth gezwungen werden. Die engliſche hohe Geiſtlichkeit hingegen, welche es in der Kunſt, reich zu werden, am weiteſten gebracht hat, liefert den augenfälligſten Beweis, daß der geiſtliche Stand im Allgemeinen nicht vor der Begierde nach Reichthum ſchützt.

Aber warum verliere ich die Zeit, um einen Satz zu beweiſen, den Jeder — nur ſich ſelbſt ausnehmend — zugeſteht, daß nämlich das Rennen und Laufen nach Reichthum in alle menſchlichen Beine gefahren iſt und von den Eltern auf die Kinder vererbt wird. Wie es zur Zeit des Horaz war, wo das Volk vom obern bis zum untern Janus nach Geld verlangend aus vollem Halſe ſchrie *), wo der Reiche zugleich auch geſcheut und unterrichtet und weiſe und folglich wie ein König geehrt war, ſo iſt es noch jetzt; nur mit dem Unterſchiede, daß es uns in unſern geldarmen Zeiten nicht ſo leicht wird, reich zu werden, wie den alten Römern, die nichts weiter zu thun hatten, als

*) Villus argentum est auro, virtutibus aurum
O cives, quaerenda pecunia primum est,
Virtus post nummos. Haec Janus summus ab imo
Perdocet; haec recinunt juvenes dictata senesque.
Horat. Epist. l. 2.

nach dem von ihren plündernden Legionen zusammengeschleppten Golde zu greifen und das Erfaßte gemächlich nach Hause zu tragen. Daher hatten sie gar viele Geldkönige, während wir uns an einem, an unserm patriotischen Rothschild, der so unermüdet für das Beste unserer Finanzen sorgt, begnügen.

So allgemein aber das Streben nach Reichthum ist, fast eben so allgemein sind die Klagen über das verfehlte Ziel desselben; ja man kann sagen, daß dieses Ziel nie ganz vollständig zur vollkommenen Zufriedenheit der Wettrenner erreicht werde. Denn gesetzt auch, daß ein Glücklicher durch emsiges Zusammenscharren der ihm vom Glück gewährten Spenden so viele Geldsäcke angefüllt habe, daß er davon einen babylonischen Thurm oder eine ägyptische Pyramide errichten könnte, so wird er doch immer glauben, es fehlten noch einige Supplementsäcke, um die Spitze zu bilden und dem Bau eine bessere Abrundung zu geben. Aber abgesehen von dieser nur zu gewöhnlichen Unzufriedenheit der begünstigten Glückskinder, wodurch sie verhindert werden, im eigentlichen Sinne des Wortes reich zu sein, d. h. nichts mehr zu bedürfen und zu wünschen, wie groß ist die Anzahl der wirklich armen Teufel, die, trotz aller angewendeten Kunstmittel, es nicht dahin bringen, reich zu werden. Es ist ein wahrer Jammer, das erfolglose Ringen dieser Unglücklichen zu sehen und ihre Wehklagen zu hören, die nur zu

wohl gegründet ſind. Sollte dieſen Stiefkindern des Glücks, welche beſchämt und verlegen mit leerem Beutel da ſtehen auf dem Markte des Lebens, nicht zu helfen ſein? ſo habe ich oft, von Mitleid ergriffen, bei mir ſelbſt gedacht und mich endlich entſchloſſen, ihnen zu gut, meine unfehlbare Methode, reich zu werden, öffentlich bekannt zu machen, für welchen guten Willen ſie mir hoffentlich die freigebige Hand küſſen werden.

Ich ſeh' es im Geiſte, wie begierig dieſe armen Schlucker nach meinem Buche greifen, um das darin vermuthlich enthaltene Recept zum Goldmachen ſchnell heraus zu klauben und ſofort anzuwenden. — Doch gemach, ihr Guten! es geht nicht ſo raſch. Um euch nicht zu täuſchen, muß ich bemerken, daß die Sache ihre eignen Schwierigkeiten hat, wie Jeder leicht begreifen wird, welcher bedenkt, daß hier von einer Kunſt die Rede iſt, zu welcher ſich die andern Künſte wie der Zweck zum Mittel verhalten. Es wird demnach viel Nachdenken und noch mehr Uebung erforderlich ſein, um ſich dieſe Kunſt zu eigen zu machen. — Freilich ſind, wie die tägliche Erfahrung lehrt, die dümmſten Menſchen oft gerade die reichſten, und ſolche Einfaltspinſel haben ſich gewiß über dem Studium der hier in Rede ſtehenden Kunſt den Kopf nicht zerbrochen — das Herz noch eher, wenn ſie eins hatten, oder auch die Herzen Anderer — ſo wenig als bei der Ausübung derſelben ihre Hände Schwielen bekommen haben; aber für ſolche

reiche Strohköpfe hat das Glück, oder ihre Ahnherren, oder fleißige, kluge Diener, oder auch wohl, wofern der Kopf eine Krone trug, ein ganzes Volk ſtudirt und gearbeitet, ſo daß durch dergleichen Beiſpiele von flachen Idioten, in goldenen Rahmen eingefaßt, kein Einwurf gebildet wird gegen die hier behauptete Schwierigkeit unſerer Kunſt. Im Grunde iſt es auch recht gut, daß das fragliche Kunſtſtück nicht gar zu leicht iſt, und es nicht allen Tölpeln und Narren gelingt, reich zu werden; denn woher, frage ich, ſollten wir in dieſem Falle unſere Taglöhner, Knechte und Mägde, Stiefelputzer und Bartſcherer nehmen, woher ſollten die Großen dieſer Erde ihre Schmeichler, Speichellecker, Unterhändler, Zwiſchenträger, Kuppler, Günſtlinge und Maitreſſen bekommen, wenn es blos leere Herzbeutel und nicht auch leere Geldbeutel gäbe? Zwar hat man auch Beiſpiele, daß ſich wohlhabende Leute ſolchen zur Nothdurft des vornehmen Lebens gehörigen Liebesdienſten unterziehen, aber in der Regel kann man einem armen Clienten doch mehr zumuthen, als einem reichen; ein hungriger Mund verſchluckt Grobheiten und Impertinenzen beſſer, als ein ſatter.

Deßwegen iſt es eine weiſe Einrichtung auf der Welt, daß nicht jeder Liebhaber der Kunſt, reich zu werden, es darin zur Perfection bringt, und daß die Vorſchriften derſelben etwas mehr erfordern, als ein Paar geſunde Augen, um geleſen und verſtanden zu werden. Auch die in vorliegen-

dem Werke vorkommenden Kunſtregeln capirt wahrſcheinlich nicht jeder Leſer; manchem werden ſie vorkommen wie böhmiſche Dörfer und die Weltklugen finden ſie vielleicht abgeſchmackt und lächerlich. Das iſt nicht meine Schuld. Der Prozeß des Goldmachens iſt langwierig und beſchwerlich; wer die dazu nöthige Mühe und Arbeit ſcheut, wird der Sache niemals auf den Grund kommen.

Aber wie geſagt, ſo muß es auch ſein, und ich würde mich wohl hüten, dieſes Geheimniß ins Publikum treten zu laſſen, wenn aus der Publicität deſſelben das Unglück erfolgen könnte, daß alle Menſchen, oder doch alle meine Leſer, deren Anzahl Legionen ſein wird, reich würden. Der Reichthum behält ſeine beſeligende Zauberkraft blos ſo lange, als nur wenige ihn beſitzen. Allgemeiner Ueberfluß iſt eine faſt eben ſo große Calamität, als allgemeiner Mangel; auch ſind die Klagen über zu großen Ueberfluß nicht weniger häufig, als die über deſſen Gegentheil. Denn was will das ſo oft gehörte Lamento über den geringen Abſatz und die, wegen ſeltener Nachfrage entſtandene Wohlfeilheit der Landesprodukte anders ſagen, als daß der Ueberfluß in gewiſſen Fällen ein Uebel ſei? Unſere praktiſchen Aerzte wiſſen ein Liedchen zu ſingen von den Leiden, die aus dem Ueberfluſſe entſtehen; denn, kommen nicht die meiſten Modekrankheiten aus einem verdorbenen Magen, und wird dieſes Verderben nicht wieder von der Ueberladung deſſelben mit Speiſen,

alſo vom Ueberfluſſe, erzeugt? Wenn die frugalen Mahlzeiten des Plato noch am folgenden Tage ergötzten, ſo folgen im Gegentheil unſern glänzenden Schmauſereien gewöhnlich Uebelkeiten, Vapeurs, Kopfweh und andere Wehen auf dem Fuße nach. Die böſe Cholera, ſchauderhaften Andenkens, gibt uns ein ſchlagendes, d. h. todtſchlagendes Beiſpiel von der Verderblichkeit des Ueberfluſſes, wenn es wahr iſt, daß ſie, wie ein hungriger Schmarotzer, am liebſten bei der Unmäßigkeit und Völlerei ihr Quartier aufſchlage. Iſt aber der Ueberfluß des Reichthums in einem Staate nicht eben ſo nachtheilig, als der Ueberfluß an Blut und Säften in einem menſchlichen Körper? Jener iſt ja — oder ſollte doch ſein — ein eben ſo künſtlicher Organismus, wie dieſer. Gegenſeitiges Bedürfniß bildet hier wie dort die Bedingung der Verbindung unter den organiſchen Theilen, aus welchen das Ganze beſteht; wo alſo dieſes Bedürfniß fehlt, da ſtehen die Theile oder Glieder einander entfremdet entgegen und ſterben endlich ab. Der elende Zuſtand, in welchen Spanien verfiel, als die Schätze Weſtindiens es überſchwemmten, mag das Geſagte beweiſen. War es doch, als wenn ein Schlagfluß dieſen Staatskörper nach der Entdeckung von Mexiko und Peru getroffen hätte, ſo ſehr fanden ſich mit einem Male alle Zweige ſeines Gewerbfleißes gelähmt.

Auch in reichen Familien iſt es keine ſeltene Erſcheinung, daß ihre Glieder gleichſam paralyſirt

werden und allmählich verderben; wenigſtens bilden ſie ſelten ein harmoniſches Ganzes und ſehen einander mit auffallender Gleichgültigkeit an, wenn ſie nicht gar, was auch wohl vorkommt, einander beträchtlich haſſen, beneiden und verfolgen.

Das mögen ſich diejenigen zum Troſte geſagt ſein laſſen, welchen es, trotz aller Anſtrengung, nicht gelingen will, reich zu werden. Die andern Glückskinder aber, die ſchon reich ſind, oder es durch Anwendung der zweckdienlichen Kunſtmittel zu werden hoffen, mögen dieſen Troſt immer belächeln; ich habe nichts dagegen und gebe ihn als eine leidige Consolatio miserum ihrem Spotte gern preis. Es würde ſich auch in der That ſehr ſchlecht mit meinem Zwecke vertragen, wenn ich im Ernſte geſonnen wäre, zu beweiſen, daß der Reichthum ein Uebel und eine honnette Armuth ihm vorzuziehen ſei. Der altgriechiſche Philoſoph Thales hat einſt dieſen Beweis verſucht, aber Niemand hat ihm geglaubt bis auf den heutigen Tag. Der Ueberfluß, kann man ſagen, mag ſeine Bedenklichkeiten haben, aber auf jeden Fall macht es weniger Umſtände, ſich deſſelben als des Mangels zu entledigen. Ein voller, überlaufender Topf kann ſich ſeiner Fülle leicht durch Mittheilung an einen daneben ſtehenden leeren entledigen; aber für zwei benachbarte leere Gefäße iſt keine wechſelſeitige Aushülfe möglich. Die vorhergehenden Erörterungen über das Läſtige des Reichthums ſind demnach nur von ſolchen Perſonen zu beher-

zigen, die ihren Reichthum nicht zu gebrauchen verſtehen, uns gehen ſie nichts an; denn wir, d. h. ich und meine Leſer, ſind vollkommen überzeugt, daß wir die beſte Anwendung von dem Ueberfluſſe machen werden, der uns durch die Uebung der Kunſt, die wir zu ſtudiren im Begriff ſtehen, unfehlbar zu Theil werden wird.

Aber bevor wir uns zu unſerm eigentlichen Zwecke wenden, wird es nöthig ſein, uns darüber zu verſtändigen, was wir eigentlich unter dem Worte reich verſtehen, damit wir bei unſerm Streben einen klaren Begriff über das Ziel deſſelben haben mögen und nicht mit vager Unbeſtimmtheit ins Blaue hinein ſchwatzen und handeln.

Reich ſein heißt, dem gewöhnlichen Erfahrungsbegriffe zufolge, recht viel Geld oder Vermögen beſitzen, und da wir täglich ſelbſt von den einfältigſten Leuten das Urtheil fällen hören: Hanns Dampf, oder Peter Simpel iſt reich, ſo muß wohl, ſollte man meinen, dieſer Begriff nicht ſchwer zu faſſen ſein. Aber die Antwort wird ausbleiben oder doch ſehr unbefriedigend ausfallen, wenn wir an die guten Leute, welche ſo ſchnell mit dieſem Urtheile bei der Hand ſind, die Frage ſtellen, wie viel denn nun eigentlich Jemand haben und beſitzen müſſe, um auf das ehrenvolle Prädicat „reich“ Anſpruch machen zu können. Jeder wird einen andern Maßſtab des Reichthums aus der Taſche ziehen und darnach ſein Urtheil beſtimmen, ſo daß der Eine reich und prächtig nennt,

was dem Andern als arm und bettelhaft vorkommt. Ein Grönländer, der ſo glücklich iſt, ein Dutzend Seehunde zu erlegen, wird von ſeinen Landsleuten reich genannt; dagegen meinte der reiche Craſſus in Rom, daß nur derjenige kein armer Seehund ſei, der eine Armee bekleiden, bewaffnen und unterhalten könne. Als einſt eine gewiſſe Frau von Hahn aus Meklenburg bei ihrem Zuſammentreffen mit Friedrich dem Großen dieſem nicht ausweichen wollte, weil ſie die reiche Hahn ſei und ihre Familie 99 Rittergüter beſäße, rief der König ſeinem Kutſcher zu; In dieſem Falle müſſen wir freilich ausweichen, denn ich bin nur der arme König von Preußen. Auf dem Dorfe gilt mancher Bauer für reich, wenn in der Reſidenz mancher Gutsbeſitzer eine ärmliche Rolle ſpielt. In London und Paris gibt es reiche Bettler und Lumpenſammler, und Leute mit Stern und Ordensband heißen nicht ſelten arm.

Demnach ſind die Vorſtellungen von reich und arm relative Begriffe; man bezeichnet mit dieſen Worten eine gewiſſe Quantität des Beſitzes, die nur in Beziehung auf eine andere groß oder klein genannt werden kann. So wie bei jedem körperlichen Gegenſtande es nur auf das Auge, auf den Sehwinkel ankommt, wiefern er groß oder klein erſcheinen ſoll, ſo erſcheint uns auch ein und derſelbe Beſitz bald beträchtlich, bald unbeträchtlich nach der Stellung, aus welcher wir ihn überſehen. Aber der Unterſchied findet Statt, daß der

optiſche Betrug, nach welchem uns die Gegenſtände in der Entfernung kleiner erſcheinen, ſich im zweiten Falle umkehrt, d. h. das Glück, der Reichthum und die Herrlichkeit unſerer Nebenmenſchen erhalten durch die Entfernung eine täuſchende Größe und zeigen ſich in der Nähe, beſonders wenn wir ſelbſt dazu gelangen, gar oft als Armſeligkeit.

Abſolut reich iſt folglich kein Sterblicher, wenn er ſelbſt der groſſe Mogul wäre, ſondern nur der groſſe Gott, der Alles beſitzt, was im Himmel und auf der Erde iſt. Aller menſchliche Reichthum iſt beſchränkt und erſcheint, wiefern man auf die Beſchränkung reflectirt, als Mangel und Armuth. Die Habſucht iſt daher unerſättlich, weil ihr Blick nur auf das, was außerhalb der Schranken liegt, gerichtet iſt, und deßwegen nie befriediget werden kann, wie ſehr ſich dieſelben auch erweitern.

Ferner kann man fragen, ob man bei der Beurtheilung der Größe des Reichthums auch auf deſſen Gebrauch Rückſicht nehmen müſſe, oder nicht; ob nämlich einerſeits derjenige, der zwar viel hat, aber noch mehr braucht, und andrerſeits der, welcher ſein Vermögen gar nicht braucht, den Ehrentitel eines Reichen mit vollem Rechte verdiene. Der erſtere wird zwar reich ſcheinen, aber es nach der Forderung ſeiner Bedürfniſſe weniger ſein, als der genügſame Unbegüterte; und für den andern iſt der Reichthum ein leerer Name, da aus

allem ſeinem Beſitze kein reeller Vortheil für ihn hervor geht. Ein Reicher, dem die Hände gebunden ſind, rückſichtlich des Gebrauchs ſeines Reichthums, befindet ſich ganz in derſelben Lage mit einem Armen, der an einer gefüllten, aber verriegelten Schatzkammer vorbei geht und den Wunſch, einen Griff hinein zu thun, mit einem Seufzer zurückweiſen muß. — Man ſtelle ſich z. B. einen Reichen vor, der durch fortdauernde Krankheit gehindert wird, ſeines Gutes froh zu werden. Der arme Mann! ſagen wir in dieſem Falle und abſtrahiren ſomit von ſeinem Reichſein, den geſunden Armen dagegen glücklich preiſend. In der That iſt ein ſolcher Reicher, der keinen Magen für ſeine vollen Schüſſeln hat, ſchlimmer daran, als der Arme, deſſen guten Magen leere Schüſſeln umſtehen. Denn der Teufel müßte doch ſein Spiel haben, wenn der letztere durch den Gebrauch ſeiner geſunden Arme und Beine es nicht dahin bringen könnte, die fatale Leere auszufüllen; jenem aber iſt nicht zu helfen, wofern ſein körperliches Leiden nicht beſeitiget wird.

Eben ſo unerbittlich, als die Krankheit, hält auch der Geiz den Reichen von dem Genuſſe und Gebrauche ſeines Ueberfluſſes ab. Der Kranke kann doch wenigſtens ſeine Habe zum Beſten Anderer anwenden; aber der Geiz hält den Geldkaſten des Reichen unter ſieben Schlöſſern und leidet es durchaus nicht, daß etwas daraus genommen werde, weder zum Beſten des Beſitzers, noch

zur Freude ſeiner liebſten Freunde. Der Geiz gleicht einem Kerkermeiſter, der die Hände des ihm übergebenen Gefangenen gefeſſelt hält, ſo daß ſie ſich nicht ausſtrecken können nach irgend einem Genuſſe, ſo lockend er auch ſein mag. Während der Lebensfrohe mit leichtem Beutel und noch leichterm Herzen beim Gaſtmahle des Lebens ſitzt und emſig zulangt aus den herumgehenden Schüſſeln des Genuſſes, ſitzt der arme Sclave des Geizes am vollen Tiſche und wiſcht ſich betrübt den lüſternen Mund. Der Mann hat vielleicht ein gutes Herz; er möchte gern der Noth des armen Nachbaren abhelfen, einen ſchmachtenden Kranken erquicken, einen Nackenden kleiden, ein verwaiſtes Kind verſorgen; oder er hat Ehrgefühl und wünſchte ſich durch eine milde Stiftung einen noch in den Ohren der Nachwelt wohlklingenden Namen zu machen; aber es geht nicht! Unterſteh' Dich! ſpricht drohend ſein gebietender Herr, der Geiz, und der gehorſame Knecht zieht die zum Wohlthun ſchon gehobene Hand zitternd zurück. In einem ſolchen Menſchen vereinigen ſich die ſeltſamſten Widerſprüche; er iſt reich der Möglichkeit, dem Vermögen nach und doch arm in der Wirklichkeit; er iſt Herr ſeines Vermögens und doch wieder ein bloßer Verwalter und Einnehmer deſſelben, der ſeinem ſtrengen Herrn genaue Rechnung ablegen muß. Kiſten und Kaſten ſind voll, aber für den Gebrauch kann er nichts finden, ſeine Wünſche greifen in eine furchtbare Leere. — Nie-

mand, der ſeine fünf Sinne noch zuſammen hat, wird Verlangen tragen, den größten Reichthum unter ſolchen Bedingungen zu beſitzen, die allen Gebrauch deſſelben ſtreng verbieten.

Es kommt noch Folgendes hinzu, um den Begriff des Reichſeins ſchwankend zu machen. Man kann nämlich fragen, ob Jemand für ſich, oder für Andere reich ſein wolle. Da wir nicht für Andere, ſondern zunächſt für uns ſelbſt leben, ſo ſcheint die Antwort auf dieſe Frage ſich von ſelbſt zu ergeben. Aber Viele wollen nicht blos reich ſein, ſondern auch reich ſcheinen, und in der letzten Beziehung iſt es ſehr ſchwierig, ja unmöglich, es Allen recht zu machen, d. h. in den Augen der ganzen Welt für reich zu gelten. Wer ſich aber begnügt, in ſeinen eigenen Augen reich zu ſein, kann, um dahin zu gelangen, zwei Wege einſchlagen, die darin beſtehen, entweder ſeinen Beſitz zu vermehren, oder, was noch räthlicher zu ſein ſcheint, ſeine Bedürfniſſe zu beſchränken. Denn wer mehr hat, als er bedarf — vorausgeſetzt, daß ſich dieſes *mehr* nicht auf Negationen bezieht, — wird ſich für reich halten, er wird alſo für ſich, oder in ſeinen Augen reich ſein. Da aber die Wünſche und Bedürfniſſe der Menſchen gewöhnlich über ihren Beſitz hinausgehen, und ſie ſo ſchwer daran gehen, denſelben Schranken zu ſetzen, ſo finden ſich wenig Reiche nach dieſer Erklärung, d. h. Wenige, deren Vermögen größer iſt, als ihre Wünſche, Bedürfniſſe und Begierden.

Aus den bisherigen Erörterungen geht hervor, daß es keine ganz leichte Sache iſt, eine durchaus genügende Erklärung, oder ſichere Merkmale von dem Begriffe des Reichſeins aufzuſtellen, und ich merke ſchon, daß meine Leſer nicht geneigt ſind, ſich damit den Kopf zu zerbrechen. Zum Henker auch, werden ſie ſagen, wir Alle wollen ja reich werden, alſo müſſen wir doch wohl auch wiſſen, was das Wort reich bedeute, wenn wir auch keine haarſcharfe Definition davon geben können. Wir wollen alſo vor der Hand die erwähnten Zweideutigkeiten auf ſich beruhen laſſen.

Noch mag hier beiläufig die Bemerkung ſtehen, daß der Reichthum nur dann als ein wünſchenswerthes Gut erſcheint, wenn ſein Beſitz von Dauer iſt. Es iſt darauf zu wetten, daß der ärmſte Bettler ſich weigern würde, den Reichthum des Kröſus anzunehmen, wenn er den Scheiterhaufen, der aller Herrlichkeit ein Ende machen ſollte, mit in den Kauf zu nehmen gehalten wäre; und meine ſämmtlichen Leſer würden ſich für die Reichthümer des Großmoguls gar höflich bedanken, wofern ſie ihnen unter der Bedingung angetragen würden, vor ihrem Tode einige Jahre betteln zu gehen. Nun lehrt aber die Erfahrung, daß alle Grundmauern, Stützen und Strebepfeiler, die man dem Gebäude des Reichthums geben kann, keine ſichere Gewähr leiſten für die Haltbarkeit und Dauer deſſelben. Heftige Stürme und Unwetter des Schickſals treten unerwartet ein, den Bau zu

erſchüttern, und endlich — eine Fatalität, die zum Verzweifeln iſt, — kommt der Tod — dieſer unwiderſtehliche executoriſche Polizeidiener des Schickſals, um den reichen Beſitzer, wie einen böſen Schuldner, aus ſeinem bisherigen Eigenthume zu treiben. Mit allem Reichthum läßt ſich nicht ein Tag des Lebens erkaufen, ſo viele Tage wir auch mit der Erwerbung deſſelben verloren haben mögen. Das iſt ein verdrießlicher Umſtand. Der bloße Gedanke daran iſt im Stande, uns die beſten Genüſſe zu verbittern und leider drängt ſich dieſer Gedanke, bei aller Mühe, ihn nicht aufkommen zu laſſen, oft unwillkührlich auf. Es lohnt demnach wohl der Mühe, die Frage zu erörtern, erſtlich ob es denn gar keine Garantie gebe für die Dauer des Reichthums, oder ob nicht wenigſtens eine ſolche Gemüthsdispoſition möglich ſei, vermittelſt welcher ein Menſch unter allen Umſtänden reich und glücklich ſein könne; und zweitens, ob nicht vielleicht eine gewiſſe Art von Reichthum, über welche der Tod keine Gewalt hat, gefunden werden könne, ein Beſitz nämlich, der ſo eng mit dem geiſtigen Princip des Lebens verbunden iſt, daß gar keine Trennung davon gedacht werden kann. Ich laſſe dieſe Fragen, die hoffentlich nicht zu den unnützen zu rechnen ſind, vor der Hand an ihren Ort geſtellt ſein, doch werde ich in der Folge Gelegenheit finden, etwas zur Beantwortung derſelben beizubringen.

Nach dieſen vorläufigen Bemerkungen komme ich dem Zwecke meiner Abhandlung näher und ſpreche im erſten Theile derſelben zuvörderſt von den allgemein bekannten und gewöhnlichen Mitteln des Reichwerdens, um dieſelben einer kurzen Prüfung zu unterwerfen. Die kleine Geduldprobe, welche ich hiermit meinem Leſer zumuthe, wird reichlich vergolten durch die zweite Abtheilung, wo mein Geheimniß ſich zu ſeiner Freude enthüllen wird.

# Erſte Abtheilung,

## worin die üblichſten Mittel und Kunſtgriffe, reich zu werden, erörtert und geprüft werden.

## Eintheilung.

Da es der Mittel und Wege, die ein Reichthums-Expectant wählen kann, um zu dem erwünſchten Ziele zu gelangen, unzählige gibt und faſt Jeder nach einem eigenthümlichen Plane dabei zu Werke geht, ſo kann ich mich nur auf die vorzüglichſten derſelben einlaſſen. Ich gebe daher nur Andeutungen und überlaſſe es dem ſcharfſinnigen Leſer, dieſelben zu vervollſtändigen. Um jedoch etwas ſyſtematiſch zu Werke zu gehen, will ich beſagte Mittel in zwei große Klaſſen bringen, nach dem Unterſchiede, der dabei ſich bemerkbar macht, daß ſie bei ihrer Anwendung entweder viele Mühe und Anſtrengung erfordern, oder nicht. Ich rathe

Jedem, der ſchnell zum Ziele zu kommen wünſcht, unbedenklich nach den letztern zu greifen, nicht allein, weil ſie alle Anſtrengung erſparen, ſondern auch, weil ſie weit geſchwinder zum Ziele führen, als die erſtern. Der Menſch, der ihnen vertraut, hat dabei gar nichts, oder nur blutwenig zu thun; er darf dem, für ihn arbeitenden Glücke nur vertrauen und allenfalls, wo es nöthig ſcheint, daſſelbe ein wenig verbeſſern. — Nur der fatale Umſtand iſt dabei, daß es nicht Jedem, ſelbſt bei dem beſten Willen, gelingt, ein Günſtling des launenvollen Glücks zu werden. Alſo zuerſt von dieſen leichten Mitteln.

## Erſter Abſchnitt.

### Von den Mitteln reich zu werden der erſten Klaſſe.

Da das Glück ſeine Launen hat, die mitunter ſehr ſonderbar ſind, ſo wird man mir nicht zumuthen, in Aufzählung der Mittel und Wege, wie ein Menſch unter Begünſtigung des Glücks, das alle Arbeit übernimmt, reich werden kann, vollſtändig zu ſeyn. Ich begnüge mich daher blos, einige der vornehmſten, wie ſie mir eben einfallen, hier kurz anzuführen. Blos bei den in dieſer Beziehung etwa nothwendigen Correctionen des Glücks wird einige Ausführlichkeit erforderlich ſein.

## 1. Geburt oder Abſtammung von reichen Eltern.

Die leichteſte und bequemſte Art zu Reichthum zu gelangen, iſt unſtreitig die, reich geboren zu werden; denn wer in einer goldenen Wiege in die Welt kommt, hat wenigſtens die Präſumtion für ſich, daß er auch in einem goldenen oder doch vergoldeten Sarge werde begraben werden. Man ſpricht viel von der moraliſchen Nothwendigkeit, daß nur Tugend und Verdienſte belohnt werden, und der Mangel daran leer ausgehen ſolle an Belohnung und Auszeichnung. Vielleicht wird dieſe Forderung der Vernunft auf den Weltkörpern über dem Monde auch befolgt und zur Ausführung gebracht, aber auf unſerm ſublunariſchen Planeten iſt dies bis Dato, wie die Erfahrung lehrt, nicht der Fall. Ob ſich die Zukunft in dieſer Beziehung anders geſtalten werde, weiß ich nicht; aber wie die Sachen jetzt ſtehen, entſcheidet in den meiſten Fällen nicht das Verdienſt, ſondern der Zufall, über die Austheilung der Güter, welche die Belohnung des nützlichen Fleißes bilden ſollten. Leider ſind auch unſere geſellſchaftlichen Einrichtungen nicht im Stande, dieſe Mißgriffe des Zufalls auszugleichen, vielmehr dienen ſie häufig nur dazu, ſie zu vermehren und zu verewigen.

Wenn ein neuer Weltbürger die Erde betritt, ſo macht es einen gewaltigen Unterſchied für die ganze Richtung ſeines Lebens, wo er ſein erſtes

Absteigequartier nimmt, ob in dem Pallaste eines Fürsten — der Reiche ist bekanntlich ein Geldfürst — oder in der Hütte eines Bettlers. Im ersten Falle umringen ihn Genüsse und Gemächlichkeiten aller Art, im zweiten hingegen stehen Noth und Elend ihm grinsend zur Seite. Dazu läßt sich nichts sagen, das Schicksal hat es so gewollt. Aber unsere querköpfige Thorheit vermehrt die Parteilichkeit des Schicksals; denn wir überhäufen das hochgeborne Fürstenkind nicht blos mit Vergnügungen, sondern auch mit Titeln, Orden und Würden, mit Ansprüchen auf reiche Erbschaften, und das niedriggeborne Bettlerkind hat nicht allein mit Schmerzen und Entbehrungen zu ringen, sondern wir spenden ihm auch eine beträchtliche Portion von Verachtung.

Man würde sich diese wackelköpfige Inconsequenz gar nicht erklären können, wenn man nicht, wie ich schon längst thue, eine gewisse Metempsychose oder Seelentranslocation annähme. Ich bilde mir nämlich ein, daß die Seelen der vornehmen Kinder aus einem gewissen platonischen Vorleben eine ganze Ladung von Verdiensten mitbringen und deswegen sogleich bei ihrem Eintritte in die irdische Existenz ihre Belobung und Belohnung erhalten, etwa so wie Gymnasiasten, beim Uebertritt aus einer Schulklasse in die andere, die ihrem Fleiße entsprechenden Prämien bekommen. Ich frage, ob sich diese sinnreiche Hypothese nicht hören läßt, die zwar keine Thatsache der Erfah-

rung für ſich hat, aber doch vielleicht unter allen Vorausſetzungen die einzig mögliche iſt, wodurch ſich — wenigſtens in den Augen kurzſichtiger Kritiker — die Weisheit des höchſten Weltregierers rechtfertigen und die Thorheit der Menſchen rückſichtlich der Verehrung reich- und vornehmgeborner Kinder entſchuldigen läßt. Nach dieſer Anſicht würden die Verdienſte der Großen und Reichen, welche jetzt unſichtbar ſind, in ein myſtiſches Vorleben zu verſetzen ſein; der Reichthum, nebſt allen Ehren und Vorzügen der Geburt, wäre die nachträgliche Belohnung derſelben, und wir brauchten nicht mehr die kritiſchen Köpfe zu ſchütteln, oder Stachelreden zu führen über die gegenwärtige Unwürdigkeit ſo manches reichen und vornehmen Mannes.

Aber wie dem auch ſein möge, für unſere Kunſt iſt damit nichts gewonnen; wir können von dem erwähnten Mittel, durch die Geburt reich zu werden, keinen Gebrauch machen, da es leider nicht in unſerer Gewalt ſteht, in einem reichen Hauſe zur Welt zu kommen. Bekanntlich fragt der, die jungen Menſchen in's irdiſche Leben einführende Genius ſeinen Paſſagier nicht, wie wohl ein höflicher Poſtillion bei der Einfahrt in eine Stadt zu thun pflegt, in welchem Gaſthofe befehlen Sie zu logiren? — und es iſt auch recht gut, daß dieſe Frage nicht an ſie geſtellt wird, denn ſonſt würde die allgemeine Antwort erſchallen: „in dem beſten,“ vorausgeſetzt, daß die jungen Er-

denbürger weniger dumm auf die Welt kämen, oder einen verständigen Reisemarschall bei sich hätten. Die reichen und stattlichen Logierhäuser würden in diesem Falle mit neuen Ankömmlingen überfüllt werden, und die ärmlichen Wohnungen leer stehen, während in der Wirklichkeit der Fall umgekehrt ist, und in den Hütten der Armen kein anderer als Kindersegen angetroffen wird. Der einzige Trost, den man unter diesen Umständen den verdienstvollen Armen vielleicht geben könnte, wäre die, nach einer einleuchtenden Analogie aus unserer Hypothese hervorgehende Hoffnung, daß sie wahrscheinlich in einer künftigen Lebensstation den hier vermißten Reichthum und somit die Belohnung ihrer Tugenden und Verdienste finden werden, wogegen die Reichen, wenn sie sich hier keine neuen Ansprüche auf Belohnung erwerben, die folgende Lebensscene als arme, verachtete Bettler betreten müssen.

Wem diese Hoffnung genügt, wer sich in Geduld zu fassen versteht, kann seine moralische Tüchtigkeit allenfalls auch als ein Mittel, reich zu werden, betrachten; nur muß er, was freilich nicht Jedermanns Sache ist, etwas stark von der Gegenwart abstrahiren und seinen Blick lediglich auf die Zukunft richten. Im gegenwärtigen Leben würde man sich sehr getäuscht finden, wenn man von der Tugend einen andern Reichthum erwartete, als den an Seelengütern; denn es gibt vielleicht wenig Beispiele von der belohnenden Vereinigung wirk-

licher Verdienſte mit einem ſolchen Vermögen, wie jetzt mancher engliſche Lord oder Biſchof ohne alles Verdienſt beſitzt. Hiermit werde ich auf ein anderes gutes und brauchbares Mittel, ohne Mühe reich zu werden, hingeleitet, welches in der Beſitznahme eines arbeits- und ſorgenfreien Amtes beſteht und wovon ich jetzt reden will.

## 2. Sinecuren, oder Aemter ohne Mühewaltung.

Die Menſchen, welche leider nur gar zu ſehr zum Leichtſinn und zum Undanke geneigt ſind, bedürfen fortwährend der Erinnerung, daß ſie Alles, was ſie ſind und haben, allein der Güte und Gnade ihres himmliſchen und ihrer irdiſchen Regenten verdanken, und daß bei den verſchiedenen Vorzügen, die ſie beſitzen, gar nicht von ihrem Verdienſte oder ihrer Würdigkeit die Rede ſein könne. Weil alſo die Leute ſo vergeßlich ſind, hat man in wohleingerichteten Staaten ſolche Anſtalten getroffen, welche, ihre Erinnerung aufzufriſchen und lebendig zu erhalten, geeignet ſind. Die den verſchiedenen Aemtern zugetheilten Beſoldungen und Emolumente ſtehen nämlich faſt durchgängig im umgekehrten Verhältniſſe mit der erforderlichen Amtsarbeit, und die Beamten, welche täglich blos einige Stunden arbeiten, erhalten nicht etwa blos, wie jene Weinbergsarbeiter im Evangelio, gleichen, ſondern einen viel größern Lohn,

als diejenigen, die täglich 12 und mehrere Stunden an ihrem Amtsjoche ziehen müſſen.

Es läßt ſich aber außer dem angeführten noch ein guter Grund für dieſe Einrichtung geltend machen. Bekanntlich ſind die Verſtandeskräfte edler, als die mechaniſchen und körperlichen, es iſt alſo nicht mehr als billig, daß der Aufwand von jenen mehr gemäßiget und höher honorirt werde, als der Verbrauch von dieſen. Hieraus ergibt ſich aber die conſequente Folgerung, daß die Thätigkeit der Vernunft, die ſich bekanntlich mit Ideen beſchäftigt, noch höher zu achten ſei, als die gewöhnliche Intelligenz, und daß demnach ſolche Aemter, deren Funktion eine bloße Idee, eine leere ideale Vorſtellung iſt, mit dem größten Einkommen verbunden ſein müſſen.

Da nun die Großen und Vornehmen ſehr vernünftige Leute ſind und viele große Ideen im Kopfe haben, ſo hat ſich bei ihnen die Anſicht gebildet, daß ſie bei der Uebernahme von wichtigen Staatsämtern die damit verbundene Arbeit nicht für die Bedingung ihrer hohen Beſoldung, ſondern dieſe für ein ihrer Geburt zukommendes Recht anſehen, und daher nur die Idee von Pflichten und Geſchäften beibehalten, dagegen die wirkliche Ausübung derſelben ihren Untergebenen freundſchaftlich überlaſſen. Weil aber das Beiſpiel der Großen von ſo mächtiger Wirkſamkeit iſt, ſo iſt es faſt allgemein zur Maxime bei der Bewerbung um Staatsämter geworden, daß dieſelben nicht in

der Abſicht, dem Staate nützliche Dienſte zu leiſten, ſondern wegen der damit verbundenen Beſoldung und Emolumente geſucht und übernommen werden. Dieſe Maxime gilt beſonders da, wo die Regenten ſo erſtaunlich gnädig und mitleidig ſind, daß ſie es nicht anſehen können, wenn Perſonen von Familie ohne Anſtellung herumlaufen, und daher kein Dienſtgeſuch, vorausgeſetzt, daß es von begünſtigten Dienern unterſtützt wird, ſo leicht abſchlagen. Es wäre auch wirklich hart, wenn ein Fürſt auf die Vorſtellung eines ſolchen Candidaten, daß er doch leben müſſe, wie jener franzöſiſche Miniſter antworten wollte: „ich ſehe davon die Nothwendigkeit nicht ein.“ Häufig gehen unſere guten Herren ſogar auf den von jungen Dienern zur Motivirung einer Beſoldungszulage angeführten Grund, daß ſie doch ein Haus machen oder eine Equipage halten müßten, huldreichſt ein, und bewilligen mehr, als verlangt wurde. Eine ſolche fürſtliche Geſinnung iſt nicht genug zu preiſen; denn welch ein entſetzliches Unglück für unzählige angeſehene Familien würde es ſein, wenn man überall und auf einmal alle diejenigen Beamten, die entweder überflüſſig, oder unfähig, oder aus Faulheit unthätig ſind, bei Seite ſchieben und abſetzen wollte! Welcher Barbar könnte zu einer ſo harten Maßregel rathen? Was, frage ich, ſollten dieſe ſo artigen und anſtändigen Herren nach ihrer Abdankung anfangen? Würden ſie nicht, wie der ungerechte Haushalter im Evangelio, ſagen:

„Graben mag ich nicht, ſo ſchäme ich mich zu betteln.“ Es iſt daher keine Frage, daß ſie bleiben und nach Maßgabe der mit der ſteigenden Bevölkerung zunehmenden Concurrenz durch neuen Zuwachs vermehrt werden müſſen.

Es iſt ja ohnehin jetzt an der Zeit, dem revolutionairen Grundſatze, aus welchem ſchon ſo viele unheilvollen Zerwürfniſſe hervorgegangen ſind, der Behauptung nämlich, daß der Staat des Volks wegen da ſei, mit Ernſt entgegen zu arbeiten, oder ihn wenigſtens dahin zu modificiren, daß unter dem Volke blos die geborne Repräſentation deſſelben, welches bekanntlich der Adel oder die Ariſtokratie iſt, zu verſtehen ſei. In der That würden faſt alle hiſtoriſchen Grundlagen des Staats uns unter den Füßen verſchwinden, wenn das Wohl des gemeinen Volks, dieſes unruhigen und unerſättlichen vielköpfigen Ungeheuers, die einzige Maxime der Staatskunſt würde, wenn der gemeine Mann für ſeine Dienſte und Abgaben noch andere Staatswohlthaten, als Zucht und Ordnung und allenfalls einen nothdürftigen Schutz, in Anſpruch nehmen könnte. Es iſt alſo der Klugheit gemäß, ſolche Anſprüche kräftig zurück zu weiſen und wo möglich den Gedanken daran gar nicht aufkommen zu laſſen.

Nach dieſen Bemerkungen iſt es gar nicht ſo abſurd und inconſequent, als die ſogenannten liberalen und radicalen Schreihälſe vorgeben, wenn von den zu Staatsämtern bevorrechteten Klaſſen

die Beſoldung als die Hauptſache und die damit verbundenen Obliegenheiten als Beiwerk und unbedeutende Form betrachtet wird. Nach der Analogie mit der höchſten Staatswürde läßt ſich dieſe Anſicht allerdings rechtfertigen. Hört man denn etwa bei den officiellen Verhandlungen der Politik, dieſer Staatsmoral, ſo häufig von den Pflichten und nicht vielmehr faſt ausſchließlich von den Rechten, Privilegien und Anſprüchen der Regentenhäuſer reden? Hat die Geſchichte es jemals erlebt, daß bei Streitigkeiten über die Erbfolge die einfältige Frage geſtellt worden ſei, welcher von den auftretenden Kronprätendenten der fähigſte zum Regieren, der geſchickteſte zur Begründung des Volksglücks ſein möchte? oder haben die ſtreitenden Fürſten ſelbſt eine ſolche Fähigkeit auch nur beiläufig zur Sprache gebracht? — Wenn nun bei der höchſten Staatswürde blos das Erbrecht und die damit verbundenen Prärogative zu Frage kommen, darf man ſich wundern und iſt es nicht vielmehr ganz folgerichtig, wenn die erbliche Ariſtokratie ein ähnliches Recht auf die untergeordneten Staatsämter in Anſpruch nimmt und dabei, mit großartiger Abſtraction von den daran hängenden Pflichten, blos auf das der Stelle angewieſene Einkommen reflectirt? und darf man eine Regierung tadeln, ſofern ſie dieſe Anſprüche anerkennt und den Mangel der Verdienſte dieſer Amtsbewerber duldet, da doch dadurch den Unterthanen in leuchtenden Beiſpielen die ſo oft ver-

geſſene Wahrheit unter die Augen gerückt wird, daß der Menſch alle ſeine Vorzüge und Güter ohne Verdienſt und Würdigkeit beſitzt?

Aus dem gegebenen Andrange der vornehmen Familien zu Staatsämtern und ihrem Beſtreben, ſich der damit verbundenen Arbeit zu entziehen, iſt nun nach und nach im Verlaufe der Zeiten die nothwendige Folge hervorgegangen, daß gewiſſe Aemter ohne ihnen entſprechende Funktionen beſtehen, und alſo der Inhaber derſelben, auch bei dem beſten Willen, nichts zu thun findet. Bei ihrer Einſetzung waren ſie freilich auf die Leiſtung gewiſſer Dienſte berechnet, weil aber die vornehmen Leute, welche ſich ausſchließlich zu wichtigen und einträglichen Aemtern drängten, es unter ihrer Würde fanden, die erforderliche Mühwaltung zu übernehmen, und der Staat auch einſah, daß man dieſen Herren nicht wohl zumuthen könne, ihre Köpfe und Hände zu etwas anderm in Bewegung zu ſetzen, als zum Berechnen und Einſtreichen ihrer Einkünfte, ſo wurden geſchickte Leute von gemeiner Herkunft angeſtellt, um für die vornehmen Würdenträger zu vicariren und zu fungiren, wofür ihnen ein kärglicher Lohn ausgeworfen wurde. Oft traf es ſich auch, daß unter den durch die Zeit veränderten Verhältniſſen der Staatsverwaltung ein Amt ganz entbehrlich geworden war, weil es keinen Zweck mehr hatte, aber die zu der Stelle Berechtigten konnten die damit verbundenen Einkünfte doch keineswegs entbehren, und ſo

wurde es wenigſtens dem Namen nach, mit ſeinen ſämmtlichen Emolumenten, beibehalten, und als eine Verſorgungsanſtalt für die Glieder vornehmer Familien betrachtet. Auf dieſe Art entſtanden die zum Theil noch jetzt vorhandenen, arbeits- und ſorgenfreien Aemter, deren Inhaber weiter nichts zu thun haben, als ihre Renten einzuziehen, und mit Anſtand zu verzehren.

Was bei uns in Deutſchland von ſolchen alten reichen Stiftungen noch übrig iſt, will freilich nicht viel ſagen im Vergleich mit dem in dieſer Beziehung viel glücklichern England. Wie müſſen unſere Ariſtokraten es beklagen, daß wir keine Biſchofsſtellen mit 25 bis 60,000 Pf. St., keinen erblichen Ober-Falkonier mit 2000 Pf., keinen Oberjagdhunde-Aufſeher mit 2500 Pf., keinen Ober-Artilleriſten des St. James Parks mit 5000 Pf. Einkünften haben, und daß überdies der wenigen Canonikatsſtellen, die wir ſonſt hatten, alljährlich weniger werden! Wir Andern freilich, die wir nicht zu den bevorrechteten Familien gehören, können nicht mit in dieſe Klagen einſtimmen, da uns ſchon von der Geburt die Hände gebunden, und wir ſomit außer Stande ſind, nach dieſem ſo bequemen Mittel reich zu werden, auch wenn es häufiger vorhanden wäre, zu greifen. Wir müſſen dieſe goldenen Schüſſeln, worin das tägliche Brod, mit Allem, was nach einer guten Erklärung dazu gehört, aufgetragen wird, unberührt bei uns vorübergehen laſſen, und können nichts weiter thun,

als die wenigen Begünſtigten, welche, ohne einen Tropfen Schweiß zu vergießen, gemächlich zulangen, beträchtlich, aber freilich vergeblich, beneiden. Alſo kein Wort mehr von dieſem Mittel; wir wollen uns nach andern Gelegenheiten umſehen, unſern Zweck zu erreichen, wobei vielleicht eben ſo wenig Mühe und Arbeit nöthig iſt, als bei dem Beſitze von Sinecuren.

## 3. Gönnerſchaften.

Die böſe Mißgunſt! — Kaum haben wir uns enthalten können, auf die harmloſen Inhaber von Sinecuren hämiſche oder ſatyriſche Seitenblicke zu werfen, weil wir andern Notürier's dieſe Stiftungen nicht als Mittel zum Reichwerden benutzen konnten. Leider iſt das Laſter der Mißgunſt ein Fleck in dem Charakter der meiſten Sterblichen, und ſelbſt die edelſten haben einen Anſtrich davon. Die oft gemachte Bemerkung, daß die ſogenannten Liberalen nur deswegen gegen die Prärogative der Ariſtokraten declamiren, weil ſie ſelbſt von denſelben ausgeſchloſſen ſind, iſt nicht ganz ohne Grund; es iſt die leidige Mißgunſt, die ihnen ihre heftige Sprache eingibt, was daraus erhellt, daß ſie gewöhnlich mäuschenſtill ſchweigen, ſobald ſie ein einträgliches Amt erhalten. Wenn wir alſo, wie geſagt, Urſache haben, über die ſo tief im menſchlichen Herzen eingeniſtete Mißgunſt zu klagen, ſo iſt es eine um ſo erfreulichere Ueber-

raſchung, eine große, ehrenwerthe Klaſſe von Perſonen, welche von dieſem Laſter frei ſind und die entgegengeſetzte Tugend beſitzen, zu finden, und ſich an ihrem Wohlwollen zu weiden; und dieſe Klaſſe — wer nennt ſie nicht mit Hochachtung, — iſt die der Vornehmen und Großen. Welche Behauptung! ſchreien hier die böſen Demagogen. Aber ich kann ſie begründen und zwar mit einem einzigen Worte. Sind nicht dieſe Herren ſammt und ſonders Gönner und kann ein Gönner zugleich ein finſterer Mißgönner ſein? Man darf nur einen Blick in die Briefe und Bittſchriften thun, die dieſe Herren von armen Teufeln erhalten, um ſich von ihrer edeln Geſinnung zu überzeugen; heißt es da nicht immer faſt beim zweiten Worte: verehrteſter, menſchenfreundlichſter, großmüthigſter Gönner, und wird ihr allgemeines Wohlwollen, ihre Bereitwilligkeit, das Glück Anderer zu befördern, nicht bis in den Himmel erhoben?

Da nun dem ſo iſt, ſo kann ich mit gutem Gewiſſen ſolche Gönnerſchaften als ein gutes Mittel, zum Fortkommen in der großen Welt, empfehlen. Wer es dahin bringen kann, der Favorit eines Großen, beſonders aber eines regierenden Herrn zu werden, darf nicht in Sorgen ſtehen für ſeine Zukunft; ihm iſt der Weg zu Ehre und Reichthum gebahnt. Ein Unerfahrner wird vielleicht denken, daß viele vorzüglichen Eigenſchaften dazu gehören, um zu ſolchen Gönnerſchaften zu gelangen; aber die Erfahrung lehrt das Gegentheil:

die Gunſt läßt ſich nicht erkaufen, wenigſtens nicht durch die ſchwere Münze der Verdienſte, ſondern nur durch die leichte gefälliger Reize. Wie das Glück, die Liebe und die alten heidniſchen Götter, geben auch die Großen, dieſe Götter der Erde, ihre Gunſtbezeugungen umſonſt und wollen nicht durch reelle Anſprüche auf dieſelben in ihren Launen beſchränkt ſein. Eine freie Gnadenwahl iſt hier waltend, die keine Frage nach dem Grunde ihrer Richtung zuläßt. Weibliche und Maitreſſenregierungen ſind vorzüglich geeignet, zum Emporkommen und Gedeihen unverdienter Günſtlinge; wie die Pilze wachſen ſie hier in der Sonne der Hofgunſt luſtig empor und werden oft entſetzlich groß, haben aber freilich auch gewöhnlich die kurze Dauer mit den Pilzen gemein. Die auffallendſten Belege zu dieſer Behauptung liefert uns die ruſſiſche Geſchichte und das Pantoffelregiment der Marquiſe von Pompadour.

Fragt man nun, welche Eigenſchaften dazu gehören, um ſich bei irgend einem Großen in Gunſt zu ſetzen, ſo läßt ſich die Frage im Allgemeinen nicht genügend beantworten; der beſondere Charakter des Großen muß bei den zu ergreifenden Maßregeln vor Allem berückſichtiget und geſchont werden, und ſonach muß ein Günſtling in spe damit anfangen, die Schwächen und Eigenheiten ſeines Patrons auszuſpähen und ſeinen Neigungen zu ſchmeicheln. Hieraus ergibt ſich, als nothwendiges Requiſit, ohne welches gar kein

Günſtling gedacht werden kann, die Kunſt zu ſchmeicheln, in welcher eine gewiſſe Virtuoſität erfordert wird, um zu einer erwünſchten Gönnerſchaft zu gelangen und ſich darin zu behaupten. Je mehr der Hofmann bei ſeiner Schmeichelei den Schein der Offenheit und Wahrheitsliebe beibehälte, je feiner und indirecter alſo ſeine Lobeserhebungen ſind, deſto ſicherer kann er des Erfolgs ſein. Ein Günſtling, der ſich behaupten will, darf durchaus keine feſten Grundſätze, keine eigne Meinung haben, ſondern er muß den Maximen und Anſichten ſeines Gönners unbedingt beitreten; wenn alſo dieſer eine große Meinung von ſeinen Vorzügen und Verdienſten hegt, ſo wird er nie um Scheingründe, wodurch dieſes Vorurtheil genährt und vergrößert werden kann, verlegen ſein. Ein gewiſſes Dichtertalent darf ihm auch nicht fehlen, denn er muß immer bereit ſein, ſeinem Patron, und wo es mit Anſtand geſchehen kann, auch ſich, Vorzüge anzudichten, die keiner von beiden wirklich hat. Oft macht die Schmeichelei einen angenehmern und tiefern Eindruck, wenn ſie in die Form des Tadels eingekleidet iſt, wenn es z. B. heißt: „Ew. Gnaden gehen zu weit in Ihrer Nachſicht und Großmuth; Sie nehmen bei der Sorge für das Wohl Anderer keine Rückſicht auf Ihre Geſundheit oder auf Ihr Intereſſe und vergeſſen ganz, daß der Menſch auch Pflichten gegen ſich ſelbſt hat.“ Aber vor ſolchem Tadel hütet ſich der ſchlaue Günſtling ſorgfältig, wenn ſich ſein Gön-

ner gewiſſer Laſter, z. B. ſeiner Großthaten, im Dienſte des Bacchus oder der Venus verrichtet, mit Wohlgefälligkeit rühmt, vielmehr weiß er nicht Worte genug zu finden, um ſolche heroiſche Leiſtungen gehörig zu ſchätzen und zu bewundern. In der That wäre auch in dieſem Falle eine ängſtliche Sorgfalt für die moraliſche Würde des hohen Gönners ſehr an ihrer unrechten Stelle.

Aus dem bisher Geſagten erhellt, daß zur meiſterhaften Durchführung der Rolle eines Günſtlings ſowohl vielſeitige Gewandtheit, als auch unbedenkliche Bereitwilligkeit, ſich zu allen Zwecken des hohen Gönners brauchen zu laſſen, erforderlich iſt. Wer im Dienſte der Großen ſich linkiſch benimmt, oder bei einem erhaltenen Auftrage erſt fragt, ob derſelbe auch mit der Ehre verträglich ſei, wird nicht hoch in ihrer Gunſt ſteigen, oder doch ſich nicht lange darin erhalten. Nur die Grade dieſer Gunſt müſſen für einen klugen Günſtling das Barometer der Ehre ſein.

Ferner muß ein auf fortdauernde Gönnerſchaften ſpeculirender Weltmann ein guter politiſcher Meteorolog ſein, d. h. er muß die Hofatmoſphäre genau kennen, und immer wiſſen, woher den Wind kommt, um ſich wie eine Wetterfahne danach drehen zu können. Seine Freundſchaften und Feindſchaften müſſen ſo veränderlich ſein, als die Launen ſeines Gönners, und er darf kein Bedenken tragen, einem alten, guten Freunde den Rücken zu kehren, ſo bald er in die Sonnenfinſterniß der

Ungnade tritt. Wer eine genaue Kenntniß des Hofhimmels beſitzt, kann die Verfinſterungen, welche an ſeinen Sternen und deren Trabanten vorgehen, leicht voraus berechnen, auch erlangt der ausgebildete Hofmann eine Art von inſtinctmäßigem Gefühl, wie ein Schäferhund, das ihm ſagt, wenn ſich die Witterung ändert, und in einem Lande, wo häufig Hof- oder Staatsrevolutionen vorgehen, iſt ein ſolcher Inſtinkt, dergleichen unter andern der berühmte Talleyrand beſitzen ſoll, ein unſchätzbares Gut.

Eine genaue Kenntniß der Geſchichte, nicht der Welt-, oder Landes-, ſondern der Stadtgeſchichte, beſonders der ſcandalöſen Chronik, die beſonders gut in den Geſellſchaftsſälen der Damen redigirt wird, iſt ebenfalls etwas, das man von einem Günſtling erwartet; denn der Gönner hat oft Langeweile, — je reicher und vornehmer er iſt, deſto öfter, — und will angenehm unterhalten ſein und zwar nicht mit Antiquitäten, ſondern mit Neuigkeiten. Der Mignon thut daher wohl, immer für ein gutes Lager von dieſer Waare zu ſorgen und zu dem Ende einige gute Zuträger in ſeinem Sold zu haben, oder Verbindungen mit einem Dutzend von alten Weibern zu unterhalten. Kurz Alles, was ein Günſtling thut, thut er zur Ehre und zum Vergnügen ſeines Gönners, und die ſtehende, lächelnde Miene, die er ſich zu eigen gemacht hat, ſei das Minervenſchild, an welchem die wunderlichſten Launen deſſelben abprallen.

Ich habe bisher faſt ausſchließlich von großen, beſonders fürſtlichen Gönnerſchaften geſprochen; aber die wenigſten meiner Leſer, welche vielleicht Luſt bekommen, von meinen Belehrungen Gebrauch zu machen, werden, fürchte ich, Gelegenheit haben, ſich zu ſolchen hohen Gönnerſchaften empor zu ſchwingen. In dieſem Falle rathe ich ihnen, ſich mit Patronen aus einer niedern Sphäre zu begnügen oder bedeutende Connexionen zu machen, d. h. Günſtlinge von andern Günſtlingen zu werden. Alle vollendeten Günſtlinge haben ein doppeltes oder Janusgeſicht, woran der vordere Theil die lächelnde Schmeichlerlarve trägt, während der hintere die ernſte Protectormiene zeigt. Auf dieſe Art zieht ſich oft eine lange Kette von Gönnern und Günſtlingen bis in die niedrigſten Regionen des Lebens hinab, und manchem armen Teufel, wenn er ſonſt die erforderlichen Eigenſchaften hat, gelingt es, ein Glied dieſer Kette zu werden. Man glaube ja nicht, daß eine ſolche untergeordnete Stellung nothwendig unbedeutend ſein müßte; der Günſtling eines Kammer- oder Stalldieners kann oft mehr ausrichten, als der Begünſtigte eines Miniſters. Wer die feinen Fäden kennt, an welchen die Intriguen einer großen Hofhaltung ſich fortſpinnen, weiß ſehr wohl, daß der erſte Impuls oder Ruck zu einem neuen Ränkeſpiel nicht ſelten von einer ſehr gemeinen Hand kommt und daß der Günſtling eines Garderobenmädchens zuweilen wichtige Staatsactionen veranlaßt hat.

Durch klug benutzte Connexionen läßt ſich gar viel ausrichten. Das mögen ſich Diejenigen zum Troſte geſagt ſein laſſen, welche auf dem, in dieſem Abſchnitte erörterten Wege ihr Glück zu machen, Luſt haben. Aber die nöthigen Talente müſſen ſie beſitzen, ſonſt heißt es: Non omnibus contingit adire Corinthum.

## 4. Erbſchaften.

Durch Erbſchaften reich zu werden, iſt ebenfalls eine hübſche, bequeme Sache, und ich rathe Jedem, dem ſich die Gelegenheit zu einer guten Erbſchaft zeigt, dieſelbe nicht blos mit einer Hand, ſondern mit beiden, ja im Nothfall noch mit einigen, zu Hülfe genommenen Advokaten-Händen, zu ergreifen. Gewiß hat ſich mancher meiner poetiſchen Leſer von ſeiner dichtenden Phantaſie das problematiſche Bild ausmalen laſſen, von der Freude, die ihn ergreifen würde, wenn die Nachricht einträfe, daß in Oſt- oder Weſtindien ein unermeßlich reicher Vetter, von welchem er gar nichts wußte, ſo gefällig geweſen ſei, zu ſterben, und ihn zum Erben einzuſetzen. Man quält ſich bei dieſer Vorſtellung ordentlich mit Sorgen für das in der Einbildung ererbte Geld und entwirft tauſend Pläne über die beſte Art und Weiſe, es anzulegen und zu benutzen. Bis jetzt iſt aber dieſes Spiel der Phantaſie, das auch mich zuweilen beſchäftigte, von meiner Seite nicht zur Wirklich-

keit geworden, und den meiſten meiner Leſer wird es wahrſcheinlich nicht beſſer gegangen ſein. Reiche Erbſchaften fallen in der Regel nur auserwählten Günſtlingen des Glücks zu, und wer kein ſolcher iſt, kann es mit den emſigſten Wünſchen und der reichſten Einbildungskraft nicht dahin bringen, auf dieſe Art reich zu werden, und wenn ihm auch die ganze Verwandtſchaft ausſtürbe.

Indeß kann ein kluger Mann allerdings auch in dieſer Beziehung der blinden Glücksgöttin ein wenig unter die Arme greifen, und ſie ſo führen, daß ſie ſich ihm zuwenden und nolens volens eine oder die andere gute Erbſchaft zuwenden muß. Man kann nämlich die Erbſchaften, rückſichtlich der Manier, wie man dazu gelangt, eintheilen in natürliche und künſtliche. Natürliche nenne ich ſolche, die Jemandem nach dem Natur- oder poſitiven Rechte geſetzlich zukommen; künſtliche hingegen, oder, wie man ſie auch mit einem etwas gehäſſigen Namen nennt, erſchlichene, heißen ſolche, welche ohne die durch Verwandtſchaft hervorgehende Berechtigung durch gewiſſe Kunſtgriffe erhalten werden. Jene ſind freilich weit bequemer, als dieſe; man kann aber bei dem Mangel reicher Verwandten nicht darauf rechnen, muß Alles dem Glück überlaſſen und ſich mit der Hoffnung begnügen, deren Täuſchungen bekannt genug ſind. Es bleiben daher, um auf dieſem Wege reich zu werden, nur die künſtlichen Erbſchaften übrig, die ein anſchlägiger Kopf mit der gehörigen Gewandt-

heit zuweilen veranlaſſen und herbeiführen kann. Die ganze Kunſt beſteht darin, daß man ſeinen Namen in das Teſtament einer wohlwollenden, einfältigen Perſon bringe, und das iſt ſo ſchwer nicht, wenn man die Schmuck- und Toiletten-Künſte zur Verſchönerung des moraliſchen Charakters, die man im gemeinen Leben etwas plump Heucheln, Schmeicheln und Schleichen nennt, gehörig verſteht. Man bezeichnet daher dieſe Geſchicklichkeit, ſich künſtliche Erbſchaften zu verſchaffen, mit dem etwas zweideutigen Namen der Erbſchleicherei.

Wenn das Alter hinreichend iſt, um eine Sache ehrwürdig zu machen, wie viele ſtationären Politiker behaupten, ſo kommt auch dieſer Kunſt die Würde des Alters zu, denn ſchon lange vor Chriſti Geburt wußten die griechiſchen und römiſchen Epigrammatiſten und Satyriker viel von der emſigen Uebung derſelben zu erzählen. In der deutſchen Sprache thut freilich das Wort: Schleichen der edeln Kunſt in der öffentlichen Meinung Schaden; denn da die Katze eine wahre Virtuoſin im Schleichen iſt, und der Menſch das Schleichen von dieſem falſchen Thiere abgeſehen und erlernt zu haben ſcheint, ſo iſt durch eine unvermeidliche Combination der Ideen Wort und Sache in Mißcredit gekommen, ſo daß Leute, die etwas auf ihre Reputation halten, bitter und böſe werden, wenn man ihnen ſagt, daß ſie etwas erſchlichen haben. Blos die Herren Diplomaten ſetzen nicht ſelten eine Ehre darein, ihre Zwecke zu erſchlei-

chen; denn ſie meinen, daß das Beſte des Staates, dem ſie dienen, alle Ränke, Kniffe, Schleif- und Schleichwege hinlänglich rechtfertige. Dieſes in den Glanzregionen des Lebens von ſo hochſtehenden Perſonen gegebene Beiſpiel ſollte billig das in Verruf gekommene Schleichen wieder zu Ehren bringen, denn wenn durch den Vorwand des Staatswohls dieſe gefällige Katzenmanier gerechtfertiget wird, warum ſollte ſie ſich durch das damit zu befördernde Privatwohl nicht wenigſtens entſchuldigen laſſen? Warum ſollten die Maximen der Staatsmoral nicht als Muſter für das bürgerliche Leben empfohlen werden können? Das gebe ich zu bedenken.

Auch das, was die hohe, beſonders die geheime Polizei thut, kann zu einer Empfehlung oder doch Entſchuldigung des Schleichens dienen; denn auch die Wächterin über den öffentlichen Anſtand ſucht ex officio eine Ehre darin, das Thun und Treiben der Menſchen zu umſchleichen und dem Verdächtigen die ſchwachen, am wenigſten gegen ſolche Angriffe gedeckten Seiten abzugewinnen. Sie rühmt ſogar ihre Vortrefflichkeit nach dem Grade ihrer Virtuoſität im Schleichen, Lauern und Spioniren. Was aber vollends das Schleichen zu Ehren bringen ſollte, iſt der Umſtand, daß gerade die ſtattlichſten und vornehmſten Leute in der Welt, nämlich die Hofleute — wie ſie gewöhnlich ſind, — theils geborne, theils gelernte Schleicher ſind, und ihrer Stellung gemäß ſein

müſſen. Der glatte Boden des Hofes iſt ja ausdrücklich blos zum Schleichen gemacht, und es würde demnach nicht allein gegen den Anſtand, ſondern auch ein halsbrechendes Unternehmen ſein, in dieſer Region geradaus zu gehen, oder feſt aufzutreten. Eine gewiſſe Art des Schleichens, nicht allein mit den Füßen, ſondern auch mit der Zunge oder Sprache, überhaupt im ganzen Betragen des vornehmen Mannes, gehört nun einmal zum guten Weltton, und Derjenige, der nichts von dieſer Kunſt verſteht, ſondern im gemeſſenen, ſtarken Schritt wie ein Grenadier gerade auf ſeinen Zweck losgeht, wird in den meiſten Fällen hart anlaufen. Für einen groben, ungeſchliffenen Menſchen gilt der Mann von Charakter, der in dem Labyrinth der Ränke, das er zu durchlaufen hat, wenn er ſein Glück machen will, häufiger die geballte Fauſt, als den Katzenbuckel zeigt. Ich ſehe auch nicht ein, was für ein gewaltiger Unterſchied es iſt, ſein Ziel durch Gehen, Laufen, Springen oder durch Schleichen zu gewinnen, wofern man es nur erreicht; das iſt ja doch die Hauptſache.

Es iſt demnach nichts weniger als billig und recht, daß gerade die Erbſchleicher vor Andern in Anſehen und Würden ſtehenden Schleichern allein ſo ſehr im Schatten und Nachtheil ſtehen ſollen, und ich trage deßwegen kein Bedenken, das Erbſchleichen als ein gutes, brauchbares Mittel zum Reichwerden mit Nachdruck zu empfehlen. Ehrenwerthe Beiſpiele fehlen mir zu dieſem Zwecke

nicht. In dem ehrwürdigſten Stande der chriſtlichen Welt, dem geiſtlichen nämlich, waren in frühern Zeiten die beſten und geſchickteſten Erbſchleicher zu finden; und es iſt bekannt, daß die großen Güter, welche die alleinſeligmachende Kirche ſonſt überall beſaß, und, zum Theil wenigſtens, noch beſitzt, großentheils ihre Quelle in angeblichen Vermächtniſſen oder erſchlichenen Erbſchaften haben. Mancher von dieſen geiſtlichen Erbſchleichern prangt ſogar mit der Krone der himmliſchen Ehre unter der auserwählten Schaar der Heiligen und iſt in chriſtlich katholiſchen Ländern ein Gegenſtand der Verehrung und Anbetung. Nach ſo glänzenden Beiſpielen kann man es einem armen Laien nicht verdenken, wenn er ſich, wo einiger Erfolg zu erwarten iſt, auf dieſen Erwerbzweig legt. Aber freilich ſo einträglich, wie ehedem für den Papſt und ſeine geiſtlichen Diener, iſt derſelbe jetzt nicht mehr; denn, ſo wie dieſe Herren überhaupt einen einträglichen Handel mit Himmel, Hölle und Fegefeuer trieben, ſo fanden ſie auch in der Furcht vor den letzten Dingen einen mächtigen Hebel, den ſie geſchickt zu brauchen wußten, um damit reiche Erbſchaften für ſich zu heben.

In dieſen glaubensarmen Zeiten hat ein ehrlicher Erbſchleicher, gleichviel ob von geiſtlichem oder weltlichem Stande, ſeine liebe Noth, um zu ſeinem Zwecke zu gelangen. Nur mit den Sammetmasken und Sammethandſchuhen der Heuchelei und Schmeichelei iſt zuweilen noch etwas zu machen,

oder man müßte vorausſetzen, daß der Erblaſſer mit einem bedeutenden Grade von Dummheit und von gutmüthiger Einfalt begabt ſei, um den Candidaten der Erbſchaft an ſeinen langen, nach den Geldkaſten ausgeſtreckten Fingern nicht zu erkennen. Der ſchlaue Speculant, der um die fette Erbſchaft, wie die Katze um den heißen Brei, lüſtern herumſchleicht, wird in den meiſten Fällen von dem noch ſchlauern Erblaſſer mit heimlichem Lächeln beobachtet; und wenn er endlich, nach dem erwünſchten Tode des letztern, zugreifen will, iſt die reiche Beute, wie durch einen Taſchenſpielerſtreich verſchwunden, und mit ihr zugleich der beträchtliche Aufwand an Geburtstags-, Weihnachts- und Neujahrsgeſchenken zum Teufel gegangen. Der arme Getäuſchte, der vergeblich ſo manche eigne Wurſt nach der fremden Speckſeite geworfen hat, ſieht nun ſeine fortgeſetzte Captatio benevolentiae ohne Erfolg und ihm bleibt für ſeine langgenährte Hoffnung weiter nichts, als eine lange Naſe und lange Reue.

Wir ſehen daraus, daß die einträgliche Kunſt der Erbſchleicherei wenigſtens mit vieler Vorſicht betrieben werden muß und immer etwas mißlich iſt. Außer dem hat aber auch nicht Jeder Gelegenheit zur Uebung derſelben, weil dazu reiche Verwandte oder Bekannte gehören, die bereit und willig ſind, ſich umſchleichen zu laſſen, und ihr von der Natur erhaltenes Privilegium zu leben, nicht über Gebühr ausdehnen, ſondern ſo artig

ſind, zur rechten Zeit zu ſterben. Dieſer letzte Umſtand verſchiebt oft den geſchickteſten Erbſchleichern das Concept, da man mehr als ein Beiſpiel hat von reichen Erblaſſern, die ſo unhöflich und maliciös ſind, ihre ſchon im Geiſte lachenden Erben zu überleben, und dann heißt es: wer zuletzt lacht, lacht am beſten.

## 5. Reiche Heirathen.

Ein ähnliches Mittel zu unſerm Zwecke bieten reiche Heirathen. Unterſcheidet man die Heirathen nach den Motiven, die denſelben zu Grunde liegen, ſo ergeben ſich zwei diverſe Sorten, nämlich Heirathen aus Liebe und Convenienzheirathen. Bei jenen iſt die Perſönlichkeit des gewählten Ehegatten die Hauptſache; bei dieſen hingegen tritt dieſelbe ganz in den Hintergrund und man ſucht durch die Vermählung ganz andere Abſichten zu erreichen, als die in dem Begriff der Ehe liegenden. Unter dieſen Abſichten, die, beiläufig geſagt, auf Ehre, Aemter, Würden, bedeutende Connexionen u. dergl. gehen können, kommt keine ſo häufig vor, als diejenige, welche das liebe Geld in's zärtliche Auge faßt. Der künftige Gatte wird betrachtet blos als Vehikel, als Saum- und Laſtthier, wodurch etwas in's Haus gebracht werden ſoll, und man fragt nicht nach der Beſchaffenheit des Trägers, ſondern nur nach der Größe und Güte der Waare. Die reiche Frau wird genom-

men aus demſelben Grunde, weswegen ein verſtändiger Jude ein ſchlechtes Gemälde mit goldnem Rahmen, oder einen alten Rock mit Treſſen eingefaßt, erhandelt. Das liegt in der Natur der Sache.

Die Roman- und Comödienſchreiber haben ihre liebe Noth mit ſolchen Geldheirathen, und müſſen oft nicht geringe Portionen von Witz und Scharfſinn aufbieten, um eine ſolche Combination von Umſtänden herbei zu führen, wodurch ſie hintertrieben werden können. Sie ſind daher ſehr übel auf die Geldheirathen zu ſprechen, und eifern nicht wenig gegen dieſen vermeintlichen Mißbrauch der Ehe, wobei ihr drittes Wort Liebe und immer Liebe iſt. Ich ſehe aber keinen vernünftigen Grund von dieſem Eifer und dem damit verbundenen Schelten auf geizige Väter, Mütter, Onkel und Tanten. Die Liebe! ein ſchönes Wort und weiter nichts! was thut man damit? würde ein ſcharfſinniger Schacherjude fragen. Die Liebe iſt ein todtes Kapital, das keine Zinſen trägt, und ſich ſelbſt bald aufzehrt. Wie viele Ehen gibt es denn, frag' ich, in welchen die Liebe länger dauert, als die Flitterwochen? und wenn dann das eitle Trugbild in Flittern auseinander geht, woran ſoll man ſich halten, wofern das Gold fehlt? Was frommt dem Hungrigen die ſchön gemalte Schüſſel, die nichts Solides enthält?

Das iſt die Sprache eines vernünftigen Mannes, der den Henker fragt nach den faden Tände-

leien der Liebe und ſie mit mitleidiger Verachtung Kindern und kindiſchen Menſchen überläßt. Mit Recht! denn die Liebe iſt etwas ſehr Zweideutiges; es iſt nichts Gründliches und Gehaltvolles daran, weder von vorn, noch von hinten. Ihr Feuer löſt Alles in leeren Dunſt auf; das ſolide Glück des Lebens entſchlüpft und zerfährt ihr unter den glatten ſpielenden Händen. Dafür lobe ich mir die Kälte des Egoismus. Der Grund dieſes Vorzugs iſt, dünkt mich, einleuchtend genug. So wie nämlich die phyſiſche Kälte die ſchönſten Kriſtalliſationen hervorbringt, ſo ſieht man aus der moraliſchen Kälte der Alles berechnenden und abwägenden Selbſtſucht den feſten Kern des Wohlſtandes hervorgehen, und die glänzenden Kryſtalle oder vielmehr Metalle des Reichthums ſchießen in immer dichtern Maſſen an. Nur harte, kalte Herzen haben Verwandtſchaft und Anziehungskraft gegen dieſe Metalle; mit einem breiweichen iſt nichts anzufangen.

Ich ſehe daher nicht ein, was unſere Moraliſten und ſentimentalen Dichter mit ihren Strafpredigten auf die Geldheirathen eigentlich wollen. Sie machen ſelten glücklich, meinen ſie. Einfältiges Gewäſch! Als wenn Perſonen von einiger Extraction von einem Glück mit leeren Taſchen auch nur einen Begriff hätten! Geſetzt auch, es entſprängen, was ich nicht leugnen will, einige Inconvenienzen aus einer ſolchen Convenienzheirath, ſo wird doch der Gedanke an den erfreiten

Reichthum ſonder Zweifel hinlänglichen Erſatz und Troſt dafür gewähren. Wenn Schatzgräber den wachenden Drachen und ſelbſt den beſchwornen Teufel nicht ſcheuen, warum ſollte ein Heirathsluſtiger ein häßliches oder böſes Weib fürchten, wenn er nur durch den Trauring, wie durch einen Talisman, zu ihren Schätzen gelangen kann. Nur dann ſcheint der Zweck ſolcher Verbindungen verfehlt, wenn die reiche Frau ein unverſöhnlicher Zankteufel iſt, und wie ein wachender Drache auf ihrem mitgebrachten Geldkaſten ſitzt, mit dem feſten Entſchluſſe, nichts herauszugeben an den getäuſchten Ehemann, als reichliche Vorwürfe und Schmähungen. Aber auch für dieſen verdrüßlichen Fall bleibt Rath; der Mann thut dann am beſten, ein tüchtiger Filz zu werden, um einestheils gegen die Pfeile der weiblichen Scheltworte gepanzert zu ſein; anderntheils aber an den vollen Kaſten, die in ſeinem Hauſe ſtehen, ohne Rückſicht auf den Gebrauch, ſeine Freude zu haben. Für einen filzigen Geizhals muß es ja in der That ganz gleich ſein, ob er ſelbſt den ſchützenden Wächter macht oder die Frau; vielmehr iſt er in dieſem Falle noch beſſer daran, denn er iſt dann aller Mühe und Sorgen überhoben, die mit dieſem Wachen verbunden ſind.

Es iſt demnach Jedem, der Gelegenheit zu einer reichen Vermählung hat, zu rathen, dieſelbe zu benutzen und ſich nicht von einer falſchen Sentimentalität verleiten zu laſſen, daß er dieſes, für

unſern Zweck ſo brauchbare Mittel von der Hand weiſe. Freilich ſind die reichen Jungfrauen und Mädchen nicht ſo häufig, daß Einer, der auf Freiersfüßen geht, nur die Hände auszuſtrecken braucht, um eine ſolche Haushenne mit goldenen Eiern zu erhaſchen. Auch haben die reichen Frauenzimmer nicht immer den erforderlichen Grad von Leichtſinn oder Dummheit, um friſch weg zuzugreifen nach der dargebotenen Freiershand, und wenn ſie auch Luſt hätten, ſo treten doch gewöhnlich die klügern Eltern, Verwandten oder Vormünder dazwiſchen und geben den wohlmeinenden Rath, die Richtung der Hand zuvörderſt zu unterſuchen, um zu erfahren, ob die Perſon oder ihr Reichthum gemeint ſei. Das iſt eine fatale Gewohnheit! Ein armer Junge, der eine gute Partie zu machen beabſichtiget, hat daher ſeine liebe Noth, bevor er zum Zwecke gelängt, wofern er nicht etwa in einem Heirathsbureau eine alte verlegene Waare findet, und ſich nicht an ihre ſchlechte Qualität ſtößt.

## 6. Spiel, Lotterien, Wetten.

Da man zuweilen Beiſpiele hat, daß Menſchen, die ganz beſonders von dem Glücke begünſtiget ſind, durch das Spiel, durch Lotterien und Wetten reich geworden ſind, ſo ſei mir erlaubt, auch über dieſe Methode des Erwerbs einige Worte zu ſagen. So viel läßt ſich freilich davon rühmen,

daß dieſelbe keine beſondere Mühe und Anſtrengung erfordert, man müßte denn die Angſt, die Herzbeklemmungen und die peinlichen Nachtwachen, die ein Spieler von Profeſſion auszuſtehen hat, dahin rechnen. Aber ein fataler Umſtand bei der Sache iſt, daß, wenn ein Spieler gewinnen ſoll, nothwendig ein Anderer, oder auch wohl gar viele Andere, verlieren müſſen, ſo daß, wenn von der einen Seite das Spiel als Mittel zum Reichthum empfohlen werden kann, es von der andern als eine noch bequemere Methode; an den Bettelſtab zu kommen, zu betrachten iſt. Wer das Thun und Treiben der Aſſeſſoren und Aſſiſtenten an einer Spielbank, gleichviel ob dieſelbe von einer Privatperſon oder von der Regierung gehalten wird, mit Aufmerkſamkeit beobachtet, wird finden, daß gegen Einen, der durch das Spiel zu einem vollen Beutel gelangt, hundert Andere den ihrigen bis auf den letzten Heller leeren müſſen und dadurch in Elend und Verzweiflung geſtürzt werden.

Wer indeß ein gewandter, ſpeculativer Kopf iſt, und anſtatt eines zarten, gefühlvollen Herzens feinfühlende Hände hat, kann auch ſolchen Verdrießlichkeiten ausweichen und das Glück zwingen, ihm günſtig zu ſein, und die auf ſeine Banken ausgeſtellten Wechſel zu honoriren. Die Mittel, dieſen Erfolg zu erlangen und das blinde Glück ſehend, wenigſtens ſchielend, zu machen, damit es ſeine Gunſtbezeugungen auf ſeine eifrigen Liebhaber und Hofmacher werfe, ſind beim großen Hau-

ſen unter dem etwas verdächtigen Namen von Spielerkniffen oder Betrügereien bekannt; Eingeweihte nennen ſie aber weit angemeßner Correcturen oder künſtliche Verbeſſerungen des Glücks. Wenige Menſchen haben ſo viel Verſtand, um einzuſehen, was ſich zur Entſchuldigung und ſelbſt zur Empfehlung ſolcher Proceduren, die ſie ohne Weiteres Spielbetrug beſchimpfend nennen, beigebracht und geſagt werden könne. Ich will nur den Umſtand anführen, daß viele reducirte Officiere und andere zurückgekommene Perſonen von guter Familie blos in dem, von ihnen künſtlich geleiteten Spiele ein anſtändiges Mittel finden, wodurch ſie auf immer vor der Verſuchung zu gewaltſamen Eingriffen in das Eigenthum Anderer geſichert ſind. Man verſichert, daß in England nicht ſelten die jüngern Söhne der angeſehenſten Familien aus Verlegenheit um eine anſtändige Subſiſtenz ſich auf die Landſtraßen begäben, um daſelbſt von den Reiſenden ein anſehnliches Zoll- und Wegegeld auf Privatrechnung zu erheben und eigenmächtige Confiscationen vorzunehmen. Da man aber dieſe Induſtrie Straßenraub nennt, ſo liegt darin, ſollte ich meinen, eine beſchimpfende Ehrenkränkung für alle Ariſtokraten in der Welt. Ich wollte aber wohl darauf wetten, daß dieſe Lordsſöhne, welche die gemeinſten Reiſenden mit ihrer Gegenwart beehren, das feine Spiel nicht verſtehen, ſonſt würden ſie, anſtatt ihre Hände mit Diebspiſtolen zu bewaffnen, nur

unſchuldige Karten in dieſelben nehmen, und ſo= mit viel ſicherer denſelben Zweck, nämlich das Geld in fremden Taſchen, erreichen. — Eben ſo läßt ſich behaupten, daß, wenn die alten Fauſt= ritter in der Bildung ſo weit fortgeſchritten ge= weſen wären, als unſere jetzigen Glücksritter es ſind, ſie nicht nöthig gehabt hätten, den Kauf= leuten auf den Straßen bei Nacht und Nebel auf= zulauern; mit dem Spiele hätten ſie weit leichte= res Spiel gehabt, wie ihre herabgekommenen und verarmten Nachkommen beweiſen, welche frank und frei in die nächſte reiche Handelsſtadt gehen, um bei hellem Tage mit dem beſten Anſtande von der Welt eine Pharaobank zu ähnlichem Zwecke anzulegen.

Wer die Sache von dieſer Seite betrachtet, muß das, gegen die Hazardſpiele einſchreitende Verfahren der Polizei ſehr unzweckmäßig finden. — Wenn ſie die Hazardſpiele verbietet, und den un= berufenen Glücksverbeſſerern bei ihrem Spiele auf die zartfühlenden Finger ſchlägt, oder wohl gar ihren Hals mit einem Ordensbande, woran ein klafterlanges, hölzernes Kreuz hängt, zu ſchmücken droht, ſo bedenkt ſie nicht, daß durch ſolche harte Maßregeln der gewerbfleißige Spieler zur Ver= zweiflung, und ſo vielleicht auf böſe Schleich=, Schleif= und Diebswege getrieben wird. Warum alſo, fragen wir, iſt die gute Polizei ſo ſehr ge= gen die Spielhäuſer, da ſie doch Freuden= und Findelhäuſer in ihren beſondern Schutz nimmt?

Sind denn jene nicht ein eben ſo gutes Präſervativ gegen gemeinen Diebſtahl und Raub, als dieſe gegen Verführung der Unſchuld, Ehebruch und Kindermord? Wollte Gott, es gäbe in unſern Staaten noch mehr dergleichen Anſtalten, zur geheimen Abſetzung der Laſter, um dieſe für das öffentliche Leben unſchädlich zu machen.

Zum Glück iſt es aber der klugen Polizei kein rechter Ernſt mit ihrer ſcheinbar ſo feindlichen Stellung gegen die Hazardſpiele; ſie drückt gern ein Auge zu, und autoriſirt ſelbſt öffentliche Spielanſtalten, wofern die Unternehmer ihr nur einen Theil des Gewinns überlaſſen. Auch geſtattet ſie nicht blos, ſondern empfiehlt auch angelegentlich die, unter dem Namen von Lotterie und Lotto von den Finanzkammern errichteten großen Spielbanken, weil dieſe einen beträchtlichen Gewinn zum Beſten der Staatseinnahmen abwerfen. Auch gegen das Lotterieweſen haben ſich in neuerer Zeit, wie gegen ſo viele gute alte Einrichtungen, feindliche Stimmen erhoben; nach meiner Anſicht aber iſt es der glücklichſte Gedanke, der jemals in den Kopf eines Finanzminiſters kam, durch die Lotterie die Gewinn- und Habſucht der Menſchen zu beſteuern, und ſelbſt die Geizigſten dahin zu vermögen, daß ſie ihre Abgaben freiwillig und mit Freuden darbringen. Es wäre zu wünſchen, daß ſich dieſe Idee in dem ganzen Syſtem der Abgaben durchführen ließe, ſo daß die ſämmtlichen Steuern blos, oder doch größten-

theils, von den Laſtern und Thorheiten der Staatsbürger erhoben würden. Die Luxusſteuern leiſten auch wirklich ſo etwas und führen vielleicht nach und nach weiter zur Realiſirung dieſes Wunſches.

Eine ganz eigenthümliche Art von Karten- oder Papierſpiel, das in neuerer Zeit gar ſehr beliebt worden iſt, und auch vom Staate autoriſirt wird, iſt das Spiel oder der Handel mit Staatspapieren, welches indeß nur von ſolchen Perſonen mit Vortheil getrieben werden kann, die gute Speculanten ſind, und ein ſcharfes Barometer zum Bemerken des Steigens und Sinkens des Staatskredits beſitzen. Man kann, wie verſichert wird, bei dieſem Spiel mit einem Schlage ſehr reich werden; wie man das aber anzufangen habe, will ich nicht verrathen, da mir die Regeln deſſelben unbekannt ſind. Es ſoll aber auch ſeine bedenklichen Seiten haben; denn man hat Beiſpiele, daß der Staatskredit, der gleichſam als Bankhalter bei dieſem Spiele betrachtet werden kann, zum Teufel gegangen iſt, und die Spieler mit langen Naſen hat ſtehen laſſen.

Wenn ich in England ſchriebe, würde ich noch über eine andere Art von Hazardſpiel, welche daſelbſt ſehr beliebt iſt, etwas ſagen müſſen, ich meine über das Wetten, eine beſondere Weiſe, durch Behauptung und Durchführung einer gewiſſen Meinung bedeutende Summen zu gewinnen oder zu verlieren. Da wir aber in Deutſchland keine Boxkämpfe und Pferderennen haben,

bei welchen Schauſpielen die Britten ihre meiſten Wetten machen, ſo iſt bei uns dieſes Spiel nicht ſonderlich in Uebung. Der Deutſche ſcheut ſich überhaupt, irgend eine Meinung ſtark auszuſprechen, und wer es thut, gewinnt ſelten dabei. Wir haben zwar in der neuſten Zeit auch in unſerm Lande gewiſſe politiſche Wettrennen, aber ich möchte Niemanden eine Wette anbieten über den wahrſcheinlichen Ausgang derſelben, aus Furcht, daß meine Meinung vor ein politiſches Ketzergericht gezogen werden möchte.

Nur ein Bedenken iſt bei jedem Spiele, das ich, ohne in meiner Empfehlung parteiiſch zu erſcheinen, nicht mit Stillſchweigen übergehen kann. Man hat nämlich, wie geſagt, zwar Beiſpiele von reich gewordenen Spielern, aber keine, oder eine äußerſt ſeltene von ſolchen, die auch reich geblieben wären bis an ihr ſeliges Ende. Was das Glück oder der Teufel mit der einen Hand geben, nehmen ſie mit der andern wieder. Wie gewonnen, ſo zerronnen; dieſer ſprichwortliche Reim gilt beſonders von den Wechſelfällen des Spiels, über welches ein Dämon zu walten ſcheint, deſſen ungereimte Launen ſchon Mancher zu beſeufzen Urſache hatte. Wem demnach kein eigenthümlicher divinatoriſcher Genius beiwohnt, ſo daß er dieſe Launen zu durchſchauen vermag, oder wem die vorhin erwähnte Fingerfertigkeit und Correctionskunſt abgeht, dem iſt zu rathen, der Glücksgöttin des Spiels nur mit Vorſicht zu huldigen; er

müßte ſich denn mit der Hoffnung begnügen; auch die Hoffnung macht glücklich. Der beim Spiel herrſchende Wechſel von Furcht und Hoffnung ſoll, wie man ſagt, ſo angenehm ſein, daß ſelbſt ruinirte Spieler auf die Vergangenheit mit einer Wehmuth zurückſehen, womit empfindſame Menſchen die Blüthenzeit ihrer erſten Liebe in der Erinnerung erblicken; beide rufen aus: Auch ich war in Arkadien.

## 7. Schuldenmachen.

So ſonderbar es auch ſcheint, ſo iſt es doch nichts deſto weniger wahr und durch die Erfahrung bewieſen, daß in gewiſſen Fällen das mit einiger Kunſt betriebene Schuldenmachen als Mittel, reich zu werden, dienlich ſein kann. Aber freilich nicht Jedem iſt es vergönnt, einen ſolchen ungewöhnlichen und genialen Weg zum Ziele des Reichthums einzuſchlagen. Der arme und geringe Mann, welcher durch Noth und Bedürfniß zum Borgen gedrängt wird, kann nicht darauf rechnen, ſich auf dieſe Weiſe ſeinem Elende zu entreißen, vielmehr öffnet ſich um ſo tiefer der Abgrund deſſelben, je bedeutender ſeine Schulden ſind. Nur Perſonen aus den höhern Ständen der Geſellſchaft ſteht das Vorrecht zu, das Schuldenmachen mit gutem Anſtande ſo ſinnreich zu betreiben, daß dadurch ihr Beſitz wenigſtens auf einige Zeit vermehrt und erweitert wird. Warum ſollten ſie

auch ihre günſtige Lage nicht zu dieſem Zwecke benutzen, da es ſich von ſelbſt verſteht, daß geringe Perſonen es ſich zur Ehre ſchätzen müſſen, durch ein Darlehen mit jenen in Connexion zu kommen. Es iſt ja von Seiten der Großen und Vornehmen immer eine erſtaunliche Herablaſſung, wenn ſie ſich entſchließen, etwas von Niedriggebornen anzunehmen. Viele Kaufleute, Künſtler, Handwerker und Tagelöhner ſind freilich in ihrer Dummheit noch ſo weit zurück, nicht einzuſehen, daß ein vornehmer Mann, für den ſie geliefert oder gearbeitet haben, ſchon wegen des guten Tons und Anſtandes ſie nicht ſogleich bezahlen kann; denn Pünktlichkeit in dieſer Beziehung iſt gemein und bürgerlich. Wenn die Mahner das vergeſſen und vielleicht gar Grobheiten gegen ihren würdigen Schuldner ausgehen laſſen, werden ſie nach herkömmlicher Sitte mit Recht von der Treppe und zur Thür hinausgeworfen. Die Juden — dieſe allgemeinen Creditknechte — ſollten es ſich ganz beſonders zur Ehre ſchätzen, wenn ein chriſtlicher Cavalier ſie würdiget, mit ihnen in Verkehr zu treten, und etwas, unter welchem Namen es auch ſei, von ihnen anzunehmen. Etwas in der Abſicht zu borgen, um es wiederzugeben, iſt durchaus bürgerlich und kleinſtädtiſch; die Sphäre der größern Welt iſt eine göttliche, wo nur Gaben und Opfer angenommen und nicht zurückerſtattet werden. Die regierenden Herren nehmen Abgaben; die mitregierenden Großen wollen doch auch

etwas haben; es iſt ihnen alſo nicht zu verdenken, wenn ſie Schulden machen und ſo eine Art von indirecter Steuer ausſchreiben

Damit aber die vielleicht zu zartfühlenden Seelen der Großen, die ihre hinlänglichen Ahnen haben, ſich kein Gewiſſen daraus machen, wenn ſie, dem Modetone gemäß, ihre Schulden nicht bezahlen, ſondern nur auf die Vermehrung derſelben bedacht ſind, will ich ſie auf einen hiſtoriſchen Grund aufmerkſam machen, woraus bis zur Evidenz hervorgeht, daß ſie ein wohlhergebrachtes Recht zu dieſer Verfahrungsart aufweiſen können. — Es iſt aus der Geſchichte des Mittelalters bekannt genug, daß die glorreichen Vorfahren unſers guten altén Erbadels das Recht hatten, Weglagerung zu halten, d. h. den unter ihren Burgen vorbeireiſenden Kaufleuten ihre Güter abzunehmen, ohne daß dieſe ſich beklagen durften. Ich will nicht ſagen, daß alle von dieſem Rechte Gebrauch machten, aber ſo viel iſt gewiß, daß viele es nur um ſo emſiger übten, und manche blos vom Sattel und Stegreif lebten — ſo nannte man nämlich die Ausübung dieſes Rechtes. Durch die Fortſchritte der Cultur und Aufklärung wurden nun zwar die Nachkommen dieſer handfeſten Ritter gezwungen, unter andern Privilegien auch dieſem ihrem wohlbegründeten Vorrechte zu entſagen; aber es wäre doch wahrlich zu viel verlangt, wenn man ihnen zumuthen wollte, gar keine angemeſſene Entſchädigung für dieſe Reſignation zu

verlangen. Sonach kann man nicht anders, als dieſen edeln Sprößlingen der alten kräftigen Stammbäume das verdiente Lob zu zollen, wenn ſie dieſe Entſchädigung auf eine ſolche Manier in Anſpruch nehmen, die ihrer Humanität Ehre macht. An die Stelle der rohen Gewalt, der alten Weglagerung, ſind jetzt freundliche Geſuche und Bitten um ein Darlehen getreten, und damit wiſſen viele dieſer Herren ſehr geſchickt Juden und Chriſten aus dem gemeinen Volke zu bewegen, ihnen ſo viel zu geben, als ſie brauchen; mit einem Worte, ſie machen Schulden, ohne ſich wegen deren Wiederbezahlung graue Haare wachſen zu laſſen. — Das heißt doch, wie jeder Billigdenkende eingeſtehen muß, von einem alten Vorrechte, das wegen ſeiner hiſtoriſchen Baſis gewiß nicht geradezu weggeworfen werden darf, ſo ſchonend als möglich Gebrauch machen. Freilich nennt man jenes Recht das Fauſtrecht; aber, frag' ich, haben die jetzt noch beſtehenden Frohndienſte, Servitute und alle andern Arten von Feudallaſten urſprünglich einen andern Grund, als das ſogenannte Recht der Stärke und Gewalt? — Wenn man es gleichwohl billig findet, dieſe alten Vorrechte nicht ohne angemeſſene Entſchädigung fahren zu laſſen, warum ſollte der alte Erbadel die ihm zuſtehende Ermächtigung zu Weglagerungen ohne Weiteres ſchwinden laſſen?

Das ſollten wohlunterrichtete Juſtizcollegien bedenken, und alle gegen alte Familien angebrachten Schuldklagen als ſchlechthin unſtatthaft ab-

weiſen, beſonders in gegenwärtigen aufgeregten Zeiten, wo überall freche Demagogen das Volk aufwiegeln, um alte von der ehemaligen Feudalverfaſſung gemachte Schulden einzuklagen, oder gar mit executoriſcher Gewalt einzutreiben. Wenn die meiſten Adlichen ſich auch vom Geiſte der Zeit anſtecken und ihre alten, nicht mehr beliebten Vorrechte ohne Vergütung fahren laſſen, ſo mag man dieſe Großmuth bewundern, aber ſie kann nicht als Regel für die Andern dienen, welche, um den Glanz ihres Hauſes zu erhalten, in dieſer Beziehung ſtrenger ſind und alſo auch das Recht, Schulden zu machen, in Anſpruch nehmen.

Es wäre daher zu wünſchen, daß in unſern Geſetzbüchern eine ausdrückliche Beſtimmung vorhanden wäre, nach welcher dem hohen Adel ausdrücklich für das aufgegebene Fauſtrecht das Recht, Schulden zu machen, ohne die gemeine bürgerliche Pflicht der Bezahlung auf ewige Zeiten zugeſichert würde. Unter dieſer Vorausſetzung, die gegenwärtig freilich nur zu den frommen Wünſchen gehört, könnte ich — was jetzt nur unter gewiſſen Einſchränkungen geſchieht — den Gebrauch dieſes Rechts als das beſte Mittel, reich zu werden, unbedenklich empfehlen.

## 8. Das Goldmachen.

Da das Gold der bequemſte Maßſtab und Repräſentant des Reichthums iſt, ſo richtet ſich

ganz conſequent das Streben nach dieſem vorzüglich auf jenes, und Gold iſt das höchſte Ziel, der vorzüglichſte leuchtende Gegenſtand aller Wünſche. Nun fand man aber bei dieſem begierigen Suchen nach Gold gar bald, daß die Natur viel zu wenig Gold producire, um alle Nachfragen zu befriedigen und die auf ihre unterirdiſche Schatzkammer ausgeſtellten Wechſel, die von allen Seiten täglich und ſtündlich einlaufen, zu honoriren. Man kam alſo auf den Gedanken, der guten alten Mutter, die, wie alle Alten, ein wenig geizig geworden iſt, hülfreich unter die Arme zu greifen, um durch eine eigenthümliche Kunſt ihre Goldfabrication ergiebiger zu machen. Ob die Sache überhaupt möglich ſei, das war das letzte, woran man dachte. Was allgemein gewünſcht und heftig begehrt wird, muß wenigſtens eben ſo möglich ſein, als die Gegenſtände unſerer Furcht — Teufel und Geſpenſter — und die Ergänzung der Möglichkeit (complementum possibilitatis), wie die Logiker die Wirklichkeit nennen, findet ſich leicht, wenigſtens in der Einbildungskraft. Die Sage ſtellt Thatſachen auf von der wirklichen Erzeugung des Goldes durch die Kunſt.

Um aber bei der Uebung dieſer Kunſt die Mahnung zu beſeitigen, daß der vernünftige Menſch nicht zuerſt nach Gold, ſondern nach Tugend und Weisheit ſtreben ſolle, nannte man die Kunſt, Gold zu machen, die höchſte Weisheit, den Kern oder Stein der Weiſen, und Diejenigen,

die ihn ſuchten, Finder oder Adepten; denn man brachte nach dem Spruche: „ſuchet, ſo werdet ihr finden," mit dem erſten ſogleich das letzte prophetiſch in Verbindung.

Dieſe Adepten ſetzten nun groſse, ſcharf geſchliffene Brillen auf die Naſen, um der Natur ihr Geheimniß bei ihrem Goldmachen abzuſehen und ihre Kunſtgriffe zu belauſchen. Weil aber dieſe Beobachtung ihre Schwierigkeiten hatte, ſo nahm man zu allerlei myſtiſchen Formeln ſeine Zuflucht, und glaubte auf übernatürlichem Wege zu demſelben Ziele zu gelangen, das man auf dem gewöhnlichen nicht erreichen konnte. In frühern Zeiten verſchmähte die Goldgier, die nichts, ſelbſt die Hölle nicht, fürchtet, es auch keinesweges, bei dem im Laboratorium derſelben ſchwarz gebrannten Chemiker, dem Teufel, Aufſchluß und Beiſtand zu ſuchen; denn man meinte, daß dieſer ſchlaue politiſche Tauſendkünſtler, der mit Geldſäcken auf den Seelenkauf auszieht, die Sache doch verſtehen müſſe, weil er, troß der vielen Einkäufe doch, immer bei Kaſſe ſei.

Ob es nun einem oder dem andern von dieſen alchymiſchen Laboranten gelungen iſt, das groſse Geheimniß zu durchdringen und wirkliches Gold zu produciren, wie man von den Adepten Setonius, Philaleth, Laskaris, Sehfeld, Hellmont, Böttticher und Andern mit vieler Zuverſicht behauptet, laſſe ich dahin geſtellt ſein, und bemerke nur ſo viel, daß Derjenige, welcher dieſe Kunſt

zu einem Mittel für den Reichthum zu gebrauchen denkt, am ſicherſten geht, nicht ſowohl ſelbſt daran zu glauben, als vielmehr Andere daran glauben zu machen. Er muß durch ſinnreiche Kunſtgriffe den Schein zu erwecken verſtehen, als ob er wirklich im Beſitz des koſtbaren Geheimniſſes ſei, und dadurch reiche Thoren anlocken, ihre Schätze zu öffnen, um durch anſehnliche Summen den Schlüſſel des Räthſels zu kaufen. Die gegenwärtige Zeit, wo der Wunderglaube und Myſticismus ſich neuerdings wieder breite Bahn gebrochen haben und in ſo vielen Köpfen ſpuken, ſcheint einer ſolchen Speculation beſonders günſtig, und es iſt nicht zu zweifeln, daß ein angeblicher Adept, der die Sache geſchent anfängt, wohl hie und da ſein Glück machen könnte, beſonders wenn es ihm gelänge, die pietiſtiſchen Kopfhänger durch frommen Schein und andächtige Faxen auf ſeine Seite zu bringen.

Uebrigens ſei mir noch die Frage vergönnt, welches der Erfolg geweſen ſein würde, wenn die in Rede ſtehende Kunſt wirklich erfunden worden, und, wie andere Erfindungen, zur allgemeinen Kenntniß gekommen wäre. Jeder Narr könnte nun ſeinen Bedarf an Golde ſelbſt anfertigen oder doch leicht erhalten. Wir hätten vielleicht jetzt Fabriken und hohe Oefen, wo Dampfmaſchinen Tag und Nacht arbeiteten, um nicht blos die Taſchen der Privatperſonen, ſondern auch die Finanzkammern der Regierung zu füllen. Das wäre eine

Luſt, nicht wahr meine werthen Collegen, ihr von der Gnade eurer harten Verleger abhängigen Autoren! — denn für euch würde doch wohl auch etwas abfallen. — Aber, unter uns geſagt, ich fürchte nur, daß die Freude nicht lange dauern würde, denn durch ſeine grenzenloſe Vermehrung würde das edle Metall des Goldes faſt gänzlich ſeinen Werth verlieren, wie die edle Geburt in manchen Ländern, z. B. in Spanien, Polen, ihn aus gleichem Grunde verloren hat, und man würde genöthiget ſein, auf einen andern Maßſtab und Repräſentanten des Reichthums zu denken.

Es iſt vielleicht eine feine Ironie des Schickſals dabei im Spiele geweſen, wenn die Sage wahr iſt, daß der Franziskaner Barthold Schwarz, anſtatt des Goldes, das er vielleicht ſuchte, das Schießpulver erfunden habe. Dieſe Erfindung iſt nämlich durch den geſchickten Gebrauch, den man im Kriege davon macht, ein wirkſames Mittel geworden, der verderblichen Population zu ſteuern, und die überflüſſigen Menſchen aus dem Wege zu räumen. Je weniger Menſchen es aber gibt, deſto mehr Gold iſt in ihren Händen, weil die Portion davon, welche ſich in den Taſchen der Geſtorbenen oder Getödteten befand, ſich auf die Ueberlebenden vertheilt, daher auch in Kriegszeiten das meiſte Geld im Umlaufe iſt. Demnach würde der Krieg in einem gewiſſen Sinne als eine Art von Goldmacherkunſt zu betrachten ſein, weil er die relative Größe des Goldes durch die Verminderung der

möglichen Beſitzer vermehrt. Die Peſt, das gelbe Fieber, die Cholera und andere Contagionen haben freilich daſſelbe Verdienſt. — Auf eine ähnliche Art ſuchen auch nicht ſelten Verwandte, ja ſelbſt Familienglieder, dadurch reich zu werden, daß ſie einander verdrängen oder wohl gar aus dem Wege räumen, um ſo ihre Anſprüche auf eine Erbſchaft zu begründen und zu vermehren. Man ſagt aber, daß das, durch dieſes Kunſtmittel, erworbene Gold, ſich in glühende Kohlen verwandle, welche durch ihr Brennen dem Herzen und Gewiſſen erſtaunliche Schmerzen bereiten ſollen.

## 9. Schatzgräberei.

Eine ähnliche Bewandtniß, wie mit dem Goldmachen, hat es mit der Schatzgräberei; es iſt eine mißliche Sache um dieſen Erwerbzweig, und häufiger wird dadurch der Wohlſtand ſeiner Liebhaber begraben, als ein wirklicher Schatz für ſie aufgegraben. Zwar iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß noch mancher koſtbare Schatz von alten Zeiten her unter der Erde verborgen liege, — vielleicht finden ſich ſelbſt noch Spuren von dem goldnen Zeitalter in derſelben, — aber unter der unendlichen Menge von Möglichkeiten den rechten Fleck zu treffen, wo das vergrabene Gold und Silber ſich findet, darin liegt die verdammte Schwierigkeit. Wenn der Teufel und ſeine Großmutter nicht hilft und den Schatzgräbern bei ihrer Arbeit ein Licht

hält, wie der Aberglaube hofft, ſo iſt Mühe und Arbeit verloren. Seit aber die leidige Neologie die Exiſtenz der Hölle und ihres Fürſten bezweifelt, iſt dieſer verdrießlich geworden und läßt die Schatzgräber im Stiche. Es wäre indeß wohl möglich, daß der launiſche Geſell jetzt andern Sinnes würde, da man ſich in der theologiſchen Welt von vielen Seiten ganz erſtaunliche Mühe gibt, ihn wieder zu Ehren zu bringen.

Noch eine andere Zeiterſcheinung gibt uns Hoffnung, daß die Kunſt, Schätze zu heben, in Zukunft wieder zu neuer Blüthe gelangen könnte, nämlich die wunderbare Wirkſamkeit des thieriſchen Magnetismus oder Tellurismus. Die pſychologiſchen Offenbarungen deſſelben haben uns tiefe Blicke in die Regionen des Himmels und der Geiſterwelt thun laſſen, und es ſind Seherinnen aufgeſtanden, welche uns erſtaunliche Dinge von dieſen unbekannten Gebieten des Daſeins erzählt haben; warum ſollten nicht bald Andere aufſtehen, die uns haarklein berichten, was ſich in den Tiefen der Erde befindet? Das magnetiſche Hellſehen dringt ja durch die dickſten Wände und Mauern, in der Entfernung vieler Meilen; wer wollte zweifeln, daß es nicht auch durch die dichteſte Erdrinde dringen und die darunter verborgenen Schätze wahrnehmen könnte, wofern es nur durch die zweckdienlichen Kunſtgriffe des Magnetiſeurs darauf geleitet würde.

Wer demnach ſo glücklich iſt, die prophetiſche

Zunge einer tellurischen Hellseherin als Wünschelruthe zu gebrauchen, dem ist zu rathen, keine Zeit zu verlieren, sondern sofort Hacke und Spaten zur Hand zu nehmen, damit ihm kein Anderer im Aufgraben des von der Seherin bezeichneten Schatzes zuvorkomme.

Ob aber in unserm von jeher zwar steinreichen, — besonders an Steinen des Anstoßes, — aber nicht goldreichen Deutschlande viel dergleichen Schätze in der Erde verborgen liegen mögen, das ist eine Frage, die ich nicht unbedingt bejahen möchte; wenigstens ist darauf zu wetten, daß niemals ein solcher unermeßlicher Schatz werde zu Tage gefördert werden, dergleichen zur Zeit des römischen Kaisers Nerva ein gewisser Herodes Attikus zu Athen fand, von welchem der Finder selbst eingestand, er sei größer, als daß ein Privatmann ihn brauchen könnte und ihn daher dem Kaiser darbot. Der großmüthige Monarch aber lehnte das Anerbieten ab und rieth dem glücklichen Unterthan, seinen Fund in diesem Falle immerhin zu mißbrauchen; ein Rath, der in unsern Zeiten wohl schwerlich unter ähnlichen Verhältnissen möchte gegeben werden, indem jetzt die Maxime beliebt wird, lieber den Gebrauch einer Sache wegen des möglichen Mißbrauchs zu verpönen, als sich der möglichen Gefahr des letztern auszusetzen. Nach diesem Grundsatze ist man auch gegen den Gebrauch der Schätze des Geistes, welche durch die Literatur zu Tage gefördert werden, sehr miß-

kraniſch und man hat Beiſpiele, daß dergleichen Schätze ohne Weiteres confiscirt worden ſind. Alſo auch die geiſtige Schatzgräberei hat ihre Bedenklichkeiten. Aber in einem andern allegoriſchen Sinne läßt ſich das Schatzgraben unbedingt empfehlen. Das emſige Durchgraben und Aufwühlen der Erde, um ſie zu beſäen und zu bepflanzen, führt nämlich, wie ſchon ein alter Fabeldichter bemerkt, zu einer guten Erndte, und ſomit zu einem ſichern Schatze. Freilich iſt das mühſame Graben, wenn es nicht auf Fallgruben abgeſehen iſt, nicht Jedermanns Sache.

Wie das Schatzfinden kann auch das Finden überhaupt als ein gutes Erwerbmittel betrachtet werden, ſchade nur, daß es das Verlieren vorausſetzt, und die wenigſten Menſchen geneigt ſind, etwas Werthvolles zu verlieren. Es gibt indeß auch Schlaukopfe, welche durch feine Kunſtgriffe Andere zum Verlieren nöthigen können, und Manche ſind durch ſo einen künſtlichen Fund reich geworden. Wer die Sache verſteht, kann z. B. einen Prozeß um ein Darlehn, eine Erbſchaft oder einen ſonſtigen Gegenſtand von Werth, mit einem unbehülflichen Menſchen anfangen und es ſoweit bringen, daß dieſer, ungeachtet ſeines Rechts, den Streithandel und demnach auch jenen Gegenſtand verliert. Der ränkevolle Schlaukopf braucht ihn dann blos aufzunehmen und iſt durch einen Fund reich geworden; exempla sunt odiosa.

Es gibt noch gar viele Arten, die Leute ihr

Geld verlieren zu machen; ich begnüge mich indeß, nur noch von einer zu ſprechen, nämlich von der ſo allgemein verbreiteten Charlatanerie.

## 10. Charlatanerie.

Charlatan heißt eigentlich ein Quackſalber oder der mediciniſche Marktſchreier, der ſonſt, ehe die mediciniſche Polizei es verbot, an öffentlichen Orten mit einer gewiſſen Oſtentation und burlesken Feierlichkeit auftrat, und ſeine Pulver und Pillen als unfehlbare Mittel gegen allerlei Krankheit ausgab. Die Art und Weiſe, wie er ſich dabei benahm, um Käufer herbei, und ihnen das Geld aus den Taſchen zu locken, nannte man Charlatanerie, und verſtand darunter die noch jetzt von vielen Perſonen geübte Kunſt, den Leuten einen blauen Dunſt vorzumachen und dadurch ihr Zutrauen zu erwecken, um davon den größtmöglichen Vortheil zu ziehen. Indeß, die Welt will betrogen ſein, und ſo iſt die Charlatanerie nicht unbedingt zu verwerfen.

Auch der wirkliche, gehörig ſtudirte, examinirte und promovirte Arzt muß, wenn er Erfolg haben will, ein wenig Charlatan ſein, d. h. er muß durch ein gewiſſes feierliches, zuverſichtliches oder ſelbſtgefälliges Auftreten eine hohe Meinung von ſich und ſeiner Kunſt zu erwecken wiſſen, wenn er Vertrauen finden und Zulauf haben will. Es iſt daher die Frage, ob die Heilkünſtler, die

doch dieſen Zweck nicht aus den Augen ſetzen ſollten, wohlgethan haben, daß ſie den prunkhaften Scharlachrock, den die alten Doktoren trugen, ablegten, und ihn den eigentlichen Charlatanen, die davon ihren Namen haben, überließen, denn mit ihm haben ſie ein vortreffliches Mittel verloren, gleich beim erſten Anblick zu imponiren. Sie ſuchen dieſen Mangel freilich zu erſetzen durch pomphafte Reden, durch ellenlange Kunſtworte (verba sesquipedalia), die Horaz an den Dichtern tadelt, die indeß bei den Aerzten ſehr lobenswerth ſcheinen, weil ſie darauf berechnet ſind, ein ellenlanges Vertrauen in ihre Gelehrſamkeit und Kunſt einzuflößen, und da der glänzende Scharlachrock einmal aus der Mode iſt, ſo muß man ihnen wenigſtens die glänzende, vielverſprechende Sprache laſſen. Denn das Vertrauen zu ſeinem Arzte iſt dem Kranken unumgänglich nöthig, wenn er geneſen will, und ſo müſſen wir Alles billigen, was der Arzt thut, um daſſelbe zu wecken und zu erhalten. Warum alſo tadelt man ihn ſo bitter, wenn er ſo häufig von ſeinen glücklich vollbrachten Curen ſpricht; werden dadurch nicht ſeine Patienten ermuthiget? — Aber die Geſunden, ſagt man, ſollte er doch mit dieſem Selbſtlobe verſchonen. Wie? frage ich, können denn die Geſunden nicht auch krank werden, und iſt es daher nicht gut, wenn bei ihnen das zur künftigen Heilung nöthige Zutrauen ſchon im Voraus begründet wird? Vielleicht wirkt daſſelbe auch als Prä-

ſervativmittel, oder die Furcht, einem ſolchen Arzte in den Hände zu fallen, und ihn täglich und ſtündlich anhören zu müſſen, verhütet auch wohl das Krankwerden.

Aber nicht allein in der Heilkunſt, ſondern auch in den andern Wiſſenſchaften, Künſten und Gewerben iſt ein gewiſſer, mehr oder weniger ſtark aufgetragener Anſtrich von Charlatanerie als ein brauchbares Mittel zum Fortkommen zu empfehlen. Das wiſſen alle guten Köpfe, die ihren Vortheil verſtehen, und ſind deswegen eifrig bemüht, durch allerlei Schauvorſtellungen eine gute Meinung von ſich zu erwecken und ihre Leiſtungen als einzig in ihrer Art zu empfehlen. So hat jedes Fach ſeine Charlatane, die, wenn wir ihnen glauben wollen, durch ganz beſondere Arcana befähiget werden, etwas Außerordentliches in ſeiner Art zu leiſten. Auf Kathedern und Kanzeln ſtehen ſie, ihre eigne Lehre und Methode preiſend, und aus Kauf- und Handwerksläden ſchreien ſie die Vorübergehenden an, um ihre Waaren und Fabrikate als die beſten und vollkommenſten zu empfehlen. Haben wir es nicht erlebt, daß ſelbſt Lehrer der Philoſophie, welche doch der directe Gegenſatz aller Charlatanerie ſein ſollte, mit einer Arroganz aufgetreten ſind, die dem beſten Marktſchreier Ehre gemacht hätte? Mir allein, ſo ſagt jeder dieſer hochweiſen Herren, mir und keinem andern meiner armſeligen Vorgänger iſt es gelungen, das allein wahre Syſtem aufzuſtellen,

welches auf einem Grundſteine ruht, den kein Zweifel, keine zerſtörende Skepſis zu erſchüttern vermag. — Wer das nicht glaubt, iſt verdammt, ewig ein Idiot zu bleiben und von der philoſophiſchen Gemeinſchaft ausgeſchloſſen zu ſein.

Wem fällt dabei nicht die Charlatanerie ein, welche ſo viele Jahrhunderte in der chriſtlichen Kirche ihr Weſen trieb und es ſo weit brachte, daß ſie ganze Völker, ja Könige und Kaiſer bei der Naſe herumführte. Wir können daraus ſchließen, daß die Charlatanerie am beſten für ihr Fortkommen ſorgt, wenn ſie ſich eine myſtiſche Grundlage verſchafft und ihre Operationen in geheimnißvolles Dunkel hüllt. In dieſer Beziehung haben jene philoſophiſchen Marktſchreier uns auch für die jetzige Zeit ein Beiſpiel aufgeſtellt, das aller Beherzigung werth iſt. Wir haben ja geſehen, mit welcher allgemeinen Bewunderung das groſſe Nichts, um welches ihr Syſtem ſich dreht, angeſtaunt wurde, blos weil es in undurchdringliche Dunkelheit, in geſtaltloſen Nebel und Dunſt gehüllt war. So wie blos in der Nacht Geiſtererſcheinungen vorgenommen werden, glaubte man auch, daß der ächte Geiſt der Philoſophie am beſten im nächtlichen Dunkel beſchworen werden könnte. Das Kunſtſtück gelang und die Leichtgläubigen ſchworen hoch und theuer, dieſen Geiſt ganz klar und deutlich erblickt zu haben, bis ſich endlich auswies, daß blos ein Geſpenſt, oder vielmehr ein gehaltloſes Phantom der Einbildungskraft den Spuk getrie-

ben und die Zuſchauer durch den falſchen Schein der Realität getäuſcht habe.

In unſern aufgeklärten Zeiten hält es ſonſt freilich etwas ſchwer, durch irgend eine Gattung von Charlatanerie ſein Glück zu machen; indeß ſo ganz arm an Glauben und Aberglauben ſind wir doch nicht, daß wir nicht zuweilen Vergnügen daran fänden, uns einen blauen Dunſt vormachen zu laſſen, wenn nur das Gaukelſpiel mit einiger Geſchicklichkeit betrieben wird. Man darf nur etwas recht oft mit einer gewiſſen Gravität, Würde und Zuverſicht nachdrücklich ſagen, um Glauben zu finden, und wenn man dabei einen geheimniß-vollen Ton annimmt und verächtliche Seitenblicke auf ſeine Collegen, Kunſtverwandten und Competenten wirft, ſo iſt es um ſo beſſer. Deswegen habe ich kein Bedenken getragen, auch der Charlatanerie unter den Mitteln, reich zu werden, einige Erwähnung zu thun, und wenn boshafte Menſchen etwa die Bemerkung hinwerfen ſollten, daß ich in dieſem Buche nicht blos die Lehre, ſondern auch das Beiſpiel der Charlatanerie gegeben, ſo mögen ſie es thun; ich kann weiter nichts thun, als ihre Dummheit bemitleiden, welche in dem Werke nicht findet, was der Titel verſpricht und dieſen daher für marktſchreieriſch ausgibt. Da übrigens ſelbſt in obrigkeitlichen Verordnungen ein wenig Charlatanerie herrſcht, wenn ſie von der väterlichen Liebe der Regierung gegen ihre, zu neuen Leiſtungen in Anſpruch ge-

nommenen Unterthanen ſprechen, warum will man es klugen Autoren und Buchhändlern verargen, wenn ihre Büchertitel einige Aehnlichkeit mit den Bekanntmachungen und mediciniſchen Gebrauchszetteln der Marktſchreier haben. Bis Dato gilt ja noch immer das alte Sprichwort: Mundus vult decipi.

## Zweiter Abſchnitt.

### Von den Mitteln, reich zu werden, wobei man Kopf und Hände rühren muß.

Von den bisher erwähnten Methoden des Reichwerdens, welche wenig oder keine Mühe in ihrer Anwendung fordern, gehe ich zu ſolchen Mitteln über, die bei ihrem Gebrauch unſere geiſtige oder phyſiſche Kraft in einem höhern oder niedern Grad in Anſpruch nehmen und daher freilich nicht ſo bequem ſind, als die angeführten, auch nicht ſo ſchnell zum Ziele führen, aber doch auch manchen Vorzug beſitzen.

Dieſe mit Mühe und Anſtrengung verbundenen Mittel haben zuvörderſt das für ſich, daß wir bei dem Erfolg, den ſie verſprechen, nicht ſo ſehr, wie bei den andern, von den Launen des Glücks abhängig und in Anſehung unſers Beſitzes dem blinden Wurfe des Zufalls ausgeſetzt ſind, weil wir hier den Stützpunkt des Hebels, der zur Beiſchaffung des Reichthums dienen ſoll, in uns ſelbſt finden. Es iſt ein alter, oft wiederholter Spruch,

daß die Götter ihre Gaben nur gegen die baare Bezahlung von Mühe und Arbeit verkaufen *): Aber der Gott Plutus, der das Departement des Reichthums verwaltet, ſcheint eine Ausnahme von dieſer Regel zu machen, wahrſcheinlich weil die Göttin des Glücks, die, wie bekannt, weder Geſetz noch Regel anerkennt, dem grämlichen Alten um den Bart herum geht und hinter ſeinem Rücken einen Griff in ſeine gefüllten Säcke thut, um den koſtbaren Raub ihren Günſtlingen zuzuwerfen.

Indeſſen ſo viel iſt gewiß, daß dieſer zugeworfene, unverdiente Reichthum bei weitem nicht den Werth und die Dauer des erworbenen hat, ſondern gewöhnlich den Charakter der Flüchtigkeit und Unbeſtändigkeit ſeiner Geberin, der wankelmüthigen Fortuna, zeigt und behauptet. Demnach könnte die obige Regel, wenn ſie ihre Gültigkeit behaupten ſoll, wohl am ſchicklichſten alſo gefaßt und verſtanden werden: Alle werthvollen Güter, alſo auch der Reichthum, wenn er einen dauernden Werth haben ſoll, müſſen erworben werden und dem Verdienſte des Beſitzers entſprechen; oder je mehr Geiſtes- und Körperkräfte bei

*) Των πονων πωλουσί ἡμιν παντα τ'αγαθ' οἱ θεοι

(Epicharm.)

τῆς δ'αρετῆς ἱδρωτα θεοι προπαροιθεν εθηκαν αθανατοι.

(Hesiod.)

der Erwerbung eines Guts in Anſpruch genommen werden, deſto mehr Werth hat es, wenigſtens für den Beſitzer. Wenn alſo auch der erworbene Reichthum nicht ſo groß iſt, als der aus den Händen des Glücks empfangene, ſo wird, — wie die Erfahrung lehrt, — doch dieſer Mangel an extenſiver Größe hinlänglich erſetzt durch den höhern Grad des Werthes, den er behauptet. — Dies mag ſich Derjenige zum Troſte geſagt ſein laſſen, welchem das Glück keinen Reichthum zugeworfen hat, und wenn er klug iſt, ſo wird er in dieſer Verweigerung keinen Grund zur Verzweiflung, ſondern vielmehr eine Aufforderung finden zum Nachdenken über die Art und Weiſe, wie er durch Anſtrengung ſeiner Kräfte das Verſagte, trotz der Ungunſt des Schickſals, erſtreben und behaupten könne.

Bei der Erörterung der dazu dienlichen Mittel kann ich mich nicht auf Einzelnheiten einlaſſen, wie Jeder leicht begreifen wird, welcher bedenkt, daß dieſe Mittel ſo mannigfaltig und vielſeitig ſind, als die Kraftäußerungen, deren der Menſch fähig iſt. Demnach ſind auch die Mittel, reich zu werden, in dieſer Beziehung ſehr verſchieden; nicht Alle führen mit gleicher Sicherheit und Schnelligkeit zu dem erwünſchten Ziele. Um uns über dieſe verſchiedenen Erfolge durch die Erfahrung belehren zu laſſen, dürfen wir nur die vielartigen Beſchäftigungen der drei Stände, nach welchen man die bürgerliche Geſellſchaft unterſcheidet,

etwas genauer betrachten und uns die Frage vorlegen, welche Mittel zum Reichwerden gewährt der Nähr-, Lehr- und Wehrstand. Ich begnüge mich bei der Beantwortung dieser Fragen mit einzelnen Andeutungen.

## I. Die Mittel zum Reichwerden im Nährstande.

Wenn der Nährstand auch seinem Namen gemäß nährt, so geschieht das doch gewöhnlich sehr nothdürftig und nur selten macht er fett, d. h. reich, wenigstens sich nicht selbst, sondern Andere, die ihn zu ihrem Vortheil zu benutzen wissen. Fast ganz unbrauchbar zu unserm Zweck sind solche Beschäftigungen, die blos die rohe Körperkraft in Anspruch nehmen. Ein Handlanger oder ein Sackträger bleibt Zeit seines Lebens ein armer Teufel, wenn jener nicht zugleich ein Handlanger der Ungerechtigkeit und dieser nicht zufällig auch ein geschickter Achselträger ist. Ein Eckensteher steht ewig in der Ecke beim Gastmale des Lebens und hat das Zusehen. Nur das Eckenstehen an fürstlichen Höfen und in den Vorzimmern der Großen kann zu etwas führen. Ein Lumpensammler ist und bleibt ein Lump, und nur in dem Kothe großer Städte ist zuweilen etwas bei diesem Geschäfte zu fischen. Auch mit dem Einsammeln der Lumpen von dem abgetragenen Flitterstaate alter Mißbräuche und Vorrechte ist oft ein Erkleckliches

zu verdienen, wenn man es verſteht, ſie geſchickt zu reſtauriren und mit einem neuen Anſtrich zu verſehen.

Beſſer und leichter führen zum Ziele ſolche Beſchäftigungen, wobei zwar die körperlichen Kräfte vorherrſchend ſind, aber mit einem gewiſſen Grade von Intelligenz und geiſtiger Gewandtheit geübt ſein wollen, wenn ein glückliches Reſultat hervorgehen ſoll. Solche Beihülfe der höhern Seelenkräfte braucht ſchon die Landwirthſchaft im Großen ſowohl als im Kleinen; und deswegen kann zuvörderſt

1) der Ackerbau

von den Mitteln, reich zu werden, nicht ausgeſchloſſen ſein, da uns die Erfahrung allerdings Beiſpiele nicht nur von reichen Oekonomen, ſondern auch von reichen Bauern zeigte. So erzählt uns unter andern Depping (in ſeinen Erinnerungen aus dem Leben eines Deutſchen in Paris) von einem reichen Bauern in Nordholland, der ſeinem Sohne 400,000 fl. als Heirathsgut ausſetzte, nachdem er deſſen Verlobung mit der Tochter eines reichen und ſtolzen Bürgermeiſters zu Stande gebracht.

Dieſe Beiſpiele würden noch häufiger ſein, wenn der thätige Bauer nicht ſo viele Müßiggänger ernähren müßte, nicht blos herrſchaftliche Schafe, ſondern auch Eſel, „die auf Polſtern ruhn und Sporteln ziehn, um nichts zu thun," wie Pfeffel ſagt. Der Bauer iſt noch immer das geduldige Kameel, auf deſſen harten Rücken man jede

Laſt packt, während des Zuges der Menſchheit nach dem gelobten Lande der Cultur und Civiliſation. Man geſteht ein, daß in ſeiner Arbeit die Hauptquelle des Staatsreichthums liege, läßt ihm aber blos das Onus, nicht den Genuß derſelben und wacht ſorgfältig über den alten Schlamm und Schutt, der von den Ruinen der Feudalverfaſſung in die Quelle gefallen iſt, damit er ja nicht weggeräumt werde, als ob man fürchtete, daß der Born zu reichlich fließe. Die Spuren vom zerbrochenen Joche der Leibeigenſchaft ſieht man noch immer an dem gebeugten Nacken des armen Landmannes und anſtatt ſie zu verwiſchen, hat unſere verfeinerte Barbarei ſie unter dem Namen von Frohnen, Servituten und dergl. unter gewiſſe Rechtstitel gebracht, um ſie wo möglich zu verewigen. Je allgemeiner aber die Klagen über die Entwürdigung des nützlichen Bauernſtandes bisher waren, um ſo höher müſſen wir Staaten, wie z. B. den muſterhaften Preußiſchen in unſerer Achtung ſtellen, welche einen glücklichen Anfang gemacht haben, um dieſen Stand wieder zu heben und ſeinen Rücken von den Bürden zu befreien, wodurch ſein Wohlſtand ſo ſehr niedergedrückt wurde.

Aber ſo lange dieſe leuchtenden Beiſpiele blos als erfreuliche Ausnahmen von einer unerfreulichen Regel gelten, kann im gewöhnlichen Bauernſtande von Reichthum nicht beſonders die Rede ſein. Die Natur ſchüttet freilich ihren beſten Reichthum

in den Schooß des Landmanns, aber dieſer Segen kommt ihm nicht beſonders zu ſtatten; tauſend Hände ſtrecken ſich danach aus, und nur einen kleinen Theil davon kann er ſein völliges Eigenthum nennen. Ich möchte folglich Niemandem, der nicht als Bauer geboren iſt, ernſtlich rathen, dieſen Stand in der Abſicht zu wählen, um dadurch reich zu werden, er müßte denn die Landwirthſchaft im Großen als Rittergutsbeſitzer oder Domänenpächter zu treiben geſonnen ſein, was freilich eine ganz andere Sache iſt. Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit denjenigen Zweigen der Induſtrie, welche unter dem Namen

2) Handwerke, oder mechaniſche Künſte

bekannt ſind, indem auch dieſe nur dann möglicher Weiſe zum Reichthum führen, wenn ſie mit Geſchick im Großen und fabrikmäßig geübt und betrieben werden. Zu einem ſolchen glücklichen Umſchwung bringt es nur ſelten Einer, der mit leeren Händen die Betreibung ſeines Gewerbes beginnt, am wenigſten in dieſen Zeiten, wo die Concurrenz nach dem Stückchen Brode, das ein Geſchäft liefert, einem wahren Wettrennen gleicht. Zwar ſagt man, das Handwerk habe einen goldnen Boden; aber dieſes Bodengold iſt verzweifelt dünn geſchlagen, ſo daß wenig oder nichts davon dem rüſtigen Arbeiter zu gute kommt. Ich würde daher lieber ſagen, daß das Handwerk einen eiſernen Boden habe, woron der Fleiß mit Sicherheit einen kleinen Theil in Gold verwandeln, oder, wie

man ſagt, zu Gelde machen kann, ſo wie überhaupt die problematiſche Kunſt des Goldmachens, oder der Verwandlung der ſchlechten Metalle in edle, in dieſem Stande nur auf die Art mit Sicherheit geübt wird, daß man jene, z. B. das Eiſen, in der Form von Werkzeugen in die geübte Hand nimmt, um allerlei nützliche Kunſtwerke, die vom allgemeinen Bedürfniß geſucht werden, damit zu verfertigen. Denn der geſchickte Arbeiter kann ſicher darauf rechnen, daß, ſobald er ſein Inſtrument nach Vollendung ſeines Werkes aus der Hand legt, das Gold, oder wenigſtens das Silber in dieſelbe fließe, wenn auch nur zur Nothdurft und nicht ſo reichlich, als er wohl wünſchen möchte. Wie er durch Hülfe der Genügſamkeit dabei auch reich werden könne, davon nachher.

## II. Der Lehrſtand.

Da eine Lehre entweder unmittelbar an den Verſtand, oder an das ſinnliche Wahrnehmungsvermögen, namentlich an die Phantaſie, an das Herz und Gemüth gerichtet ſein kann, ſo bieten ſich uns zwei Hauptklaſſen oder große Wirkungsſphären des Lehrſtandes dar, deren eine die eigentliche Gelehrſamkeit, die Andere aber die Poeſie mit ihren beiderſeitigen Wirkungskreiſen in ſich faßt. Ich verſtehe aber hier unter dem Gebiete der Poeſie nicht blos die Leiſtungen der Dichtkunſt, ſondern Alles, was das freie Bildungsver-

mögen des Menſchen ſchafft, alſo die ſämmtlichen ſchönen Künſte mit ihren Werken. Wir wollen jetzt ſehen, ob wir in dieſen beiden ziemlich bedeutenden Wirkungskreiſen der menſchlichen Thätigkeit geeignete Mittel zu unſerm Zwecke finden.

### 1) Gelehrſamkeit.

Wenn man die traurige Geſtalt wahrnimmt, in welcher viele arme Gelehrte, beſonders die meiſten Schul- und Kirchenlehrer, einhergehen und dabei das verächtliche Mitleid bemerkt, mit welchem ſie ſich von verdienſtloſen Günſtlingen des Glücks über die Schulter müſſen anſehen laſſen, ſo kann man kaum in Verſuchung gerathen, die Gelehrſamkeit als einen zu Reichthum und Anſehen führenden Weg im Ernſte zu empfehlen. Auf dem großen Markte, wo um die wahren und ſcheinbaren Güter des Lebens gehandelt und gefeilſcht wird, ſitzt der Gelehrte mit ſeinem reichen Vorrathe des Wiſſens einſam in einem Winkel und findet entweder gar keine Liebhaber und Kunden, die zur Abnahme ſeiner geiſtigen Waare geneigt wären, oder wenn er auch auf einen Nachfrager zu treffen, endlich ſo glücklich iſt, ſo ſind die Preiſe, die man ihm bietet, ſo gering, daß es zum Erbarmen iſt.

Indeß bleibt doch die Gelehrſamkeit inſofern ein Mittel zur Erwerbung des Reichthums, als ſie, wenigſtens dem Namen nach, zu einträglichen Aemtern und Ehrenſtellen führt. Zu dieſem Zwecke

ſind beſonders die Staatswiſſenſchaften und die Rechtskunde, zum Theil auch die Heil- oder Arzneikunſt zu empfehlen, nach dem alten ſcholaſtiſchen Spruch: Dat Justinianus honores, Galenus opes, solus Aristoteles cogitire per pedes. Allein zwei verdrießliche Bedenklichkeiten trüben die Ausſicht eines jungen Gelehrten auch in dieſer Beziehung; denn einmal gibt es, trotz dem, was gute Regierungen durch ausgebreitetes Formenweſen zur Vermehrung der Staatsämter thun, bei weitem deren nicht genug, um die Nachfrage der ſich in großer Menge zudrängenden Competenten zu befriedigen; und dann ſind es nicht immer die Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten, welche bei der Beſetzung der Stellen berückſichtiget werden, ſondern andere Eigenſchaften und Zufälligkeiten, z. B. Geburt, Verwandtſchaften, Connexionen, Gönnerſchaften u. dergl. — Geniale und philoſophiſche Köpfe will man in den jetzigen Zeiten nun einmal gar nicht in den Staatsdienſt haben, weil ſie ſich an den beliebten Schlendrian ſtoßen, nach hohen Idealen hinarbeiten und überall Mißbräuche erblicken, die ſie durch Reformen, oder wohl gar durch Revolutionen beſeitigt wiſſen wollen. Mit Recht werden daher ſolche excentriſchen Geiſter, mögen ſie auch noch ſo geſchickt ſein, nicht blos vom Staatsdienſte fern gehalten, ſondern auch ihr Muſendienſt unter polizeiliche Aufſicht, d. h. unter die Ruthe und Scheere der Cenſur geſtellt.

Die unangeſtellten Rechtsgelehrten, die als

Advocaten ihr Heil verſuchen müſſen, haben, wie wir wiſſen, ebenfalls ihre liebe Noth. Zwar haben die Menſchen nicht aufgehört, ſich gegenſeitig anzufeinden und gegen einander Streit zu erheben wegen des lieben Eigenthums, das ſie zu erhalten und zu vergrößern ſuchen; aber der Advocaten ſind ſo viele geworden, daß der Streitſtoff ſich unter zu viele Hände vertheilt, und, ſo ſehr er auch in die Länge und Breite gedehnt und gezogen werden mag, doch nicht zulangen will, für Alle, die damit beſchäftiget ſein wollen. So wie es nicht Krankheiten genug gibt für die Aerzte, finden ſich auch zu wenig Rechtsverletzungen für die Advokaten, dieſe Heilkünſtler des Rechts. Man kann es ihnen daher nicht verdenken, wenn ſie durch Kunſt ein wenig nachhelfen und ſolche Verletzung zu vergrößern und vervielfältigen ſuchen. Die langen und breiten Bandagen, die ſie umlegen, erweitern nicht ſelten die Wunde, und die ſchweren Actenſtöße, die ſie dem Gange des Rechts anhängen, angeblich, um ihn zu beſchleunigen, dienen in den meiſten Fällen blos dazu, ihn aufzuhalten, oder gar rückläufig zu machen; denn ihr edler Thätigkeitstrieb will Beſchäftigung haben. Deswegen verſuchen ſie auch oft das Unmögliche, nämlich das Unrecht in Recht zu verwandeln, und es gelingt ihnen auch häufig, wenigſtens dem Schein und der Form nach. Man tadelt es freilich, wenn ſie eine ungerechte Sache übernehmen; aber ich glaube, daß ſie es blos aus Mitleid thun. Iſt

denn Einer, der Unrecht hat, nicht ſchlimm genug daran, und ſollte ſich denn Keiner finden, der ſich eines ſolchen annimmt und zu verhüten ſucht, daß er ſich vor der ganzen Welt compromittire; und was die Ehre anbetrifft, die man durch ſolche Handlungen befleckt glaubt, ſo gehört doch wohl eben ſo viel Kunſt dazu, ein ſchiefes Recht einzurichten und gerade zu machen, als der Arzt braucht, um ein ſchiefes Bein zu rectificiren. — Aber trotz dieſer Kunſt bringt es doch ſelten ein Advocat dahin, reich zu werden, und die Fälle, da einer ein Dutzend laufende Proceſſe, gleich ſo viel milchenden Kühen auf die Beine bringt, ſind ſelten. Das gebe ich denen zu bedenken, die in dieſem Stande ihr Glück zu machen denken.

Auch die Arzneikunde, die ſonſt ſo einträglich war, daß ein renomirter Doctor ſeine Kunden, wie ein Fürſt ſeine Unterthanen, in Contribution ſetzen und in dem Bezirk ſeiner Praxis willkührlich Steuern ausſchreiben konnte, hat in neuerer Zeit viel Einbuße erlitten. Der heftige Kampf der Allopathie und Homöopathie hat das Publikum ſtutzig gemacht, ſo daß Viele ſich neutral verhalten, und lieber gar keine Arzneien brauchen, weil ſie nicht wiſſen, von welcher Partei ſie dieſelben nehmen ſollen. Ja immer mehr gewinnt die Meinung die Oberhand, daß es gar nicht ſo unumgänglich nothwendig ſei, als man bisher glaubte, vorſchriftsmäßig, d. h. nach ärztlicher Verordnung krank zu ſein und methodice zu ſterben, da man

die Erfahrung gemacht zu haben glaubte, daß die Methoden der meiſten Aerzte zwar nicht die Geneſung, aber wohl das Sterben beſchleunigten.

Was nun den eigentlichen Kern und Mittelpunkt, oder die erſte Facultät des Lehrſtandes, nämlich die Theologie betrifft, ſo iſt ſie ſchon deswegen für unſern Zweck nicht ſonderlich zu empfehlen, weil die Verehrer derſelben ſchon berufswegen nicht nach irdiſchen, ſondern nach himmliſchen Schätzen ſtreben und ringen ſollen. Ein hartes Gebot, das eigentlich zu viel verlangt von der menſchlichen Schwachheit. Wer weiß auch, was geſchähe, wenn ſich der Staat nicht ins Mittel ſchlüge, und die Beſoldungen der Herren Geiſtlichen ſo einrichtete, daß ihnen die Erfüllung jenes Gebotes gar ſehr erleichtert wird. Da beſonders die Landgeiſtlichen den größten Theil ihrer Einnahme aus der Oekonomie ziehen müſſen, und ſomit dem Bauernſtande beigeſellt ſind, ſo liegt darin eine indirecte Aufforderung, ſich auch die Frugalität und Einfalt — wo nicht die Stupidität — deſſelben zu eigen zu machen. — Die wenigen fetten Prälaturen und Canonicate, die wir noch haben, ſind dem hohen Adel vorbehalten und keine Wiſſenſchaft, ſelbſt wenn ſie mit Engelzungen lehrte und predigte, kann dazu führen, wenn die Geburt fehlt, aus dem einfachen Grunde, weil Lehren und Predigen dabei gar nicht verlangt wird.

Die Pädagogik, ein Nebenzweig der Theologie, führt gleicherweiſe ſelten auf einen grünen

Zweig, ſondern nur zu einem dürren, zu der Schulruthe nämlich, welche zugleich als ſinnvolles Symbol des armen Lehrſtandes gelten kann. Wenn er dieſe Ruthe mit kräftiger Hand als Wünſchelruthe braucht, um damit geiſtige Schätze in den Köpfen und Herzen ſeiner Zöglinge zu heben, ſo bringt ſie ihm ſelbſt doch keine Schätze, ſondern häufig nur Hohn und Spott ein. Das erfuhr ein armer Schulmeiſter, als er einſt einem ſeiner Schuljungen den Auftrag gab, ihm eine Haſelruthe oder ſogenannten Bakel mitzubringen. Der Junge aber brachte nichts und auf die Frage nach der Urſache dieſes Ungehorſams gab er zur Antwort: ſein Vater habe geſagt, daß, wer ein Handwerk habe, auch für das dazu gehörige Werkzeug ſorgen müſſe. — Von der Philoſophie will ich gar nicht ſprechen, dieſe gehört mit ſämmtlichen Doctrinen, welche in die akademiſche, philoſophiſche Facultät zuſammen gepackt ſind, nicht einmal zu den Brodwiſſenſchaften, wie ſollte da von Gold und Reichthum die Frage ſein? — Auch bekümmern ſich die Herren Philoſophen, wie ſie behaupten, nicht um allen Reichthum der Welt; ſie ſtreben allein nach dem Golde der Weisheit, und das ganze Gebiet der Sinnlichkeit mit ſeinen glänzenden Armſeligkeiten iſt ihnen eine reine Negation, ein Nichts, das Realität lügt. Wie könnten ſie alſo einen beſondern Werth auf das Gold legen, da dieſes, wie alle übrige Materie, nur ein optiſcher Schein, der eine bloße Hypotheſe iſt. — Ob es mit die-

ſer Verſicherung den Herren ein Ernſt iſt, weiß ich nicht; aber wenn es auch nur die Sprache des Fuchſes in der Fabel wäre, dem die Weintrauben zu hoch hingen, ſo würde doch ſo viel daraus hervorgehen, daß die Philoſophie in allen den neuen Welten, die ſie entdeckt zu haben vorgibt, keine Goldbergwerke beſitzt, und daß ſich alſo in ihrem Gebiete kein Reichthum ausbeuten läßt.

Da alſo auf keiner Seite viel zu machen iſt, ſo ſchlagen wir der ganzen Gelehrſamkeit ein Kreuz und ſehen uns in andern Regionen der menſchlichen Thätigkeit nach Mitteln um, zu jenem ſchönen Ziele des Reichthums zu gelangen.

2) Poeſie, — ſchöne Künſte.

Unter dem Worte Poeſie verſtehe ich, wie geſagt, nicht blos die Dichtkunſt, noch weniger die Sylben- und Reimſchmiederei, die nichts eintragen, als elende Lorbeerkronen oder Diſtelkränze, ſondern überhaupt das Vermögen, etwas Schönes und Zweckmäßiges zu bilden, gleichviel aus welchem Stoffe, alſo das, was man die Kunſt im vorzüglichen Sinne nennt, deren Zweige die ſogenannten ſchönen Künſte ſind.

Für uns haben dieſe Künſte nur in ſofern Intereſſe, als ſie etwas Erkleckliches einbringen, und in dieſer Beziehung bemerke ich zuvörderſt, daß ſie im gemeinen Leben durchaus nur im umgekehrten Verhältniſſe ihres Werthes Anerkennung und Belohnung finden. Was nämlich vorzüglich

die grobe Sinnlichkeit reizt, wird weit mehr geſucht und theurer bezahlt, als was den feinen Geſchmack befriediget. Eine ſchöne Tänzerin wird mehr bewundert und höher ſalarirt, als eine Sängerin, weil die Beweglichkeit der Füße ſich der Sinnlichkeit tiefer eindrückt, als die Beweglichkeit der Stimme, ſo wie überhaupt die ſchönen Schenkel eines Frauenzimmers mehr Liebhaber finden, als ein ſchöner Mund. Sonſt kann auch Jeder, der eben nicht ſchön, aber dafür deſto gewandter iſt, durch Tanzen ſein Glück machen, wenn er es nämlich verſteht, nach der Pfeife der Großen mit Anſtand zu tanzen. — Der Sänger und die Sängerin ſtehen wieder aus demſelben Grunde höher in Anſehen und Sold, als die bloßen Schauſpieler, welche in dieſer Beziehung wieder den Rang vor dem Schauſpieldichter behaupten; dieſer hat, wie alle Dichter, wenn es keine Hofdichter ſind, die Erlaubniß, zu verhungern, wenn es ihm beliebt. — Auf dem großen Staatstheater iſt es freilich nicht ſo, denn da ſind die Könige und ihre Miniſter die Theaterdichter, und wiſſen ſich reichlich bezahlt zu machen, ihr Stück mag gefallen oder nicht.

Eben ſo wird es dem Virtuoſen in der Muſik, beſonders wenn er, wie z. B. Herr Paganini oder Frau Catalani, Europa durchreiſet und den Ohren dieſer ſitzen gebliebenen Jungfer — (die ſich indeß jetzt zu erheben ſcheint) gehörig zu ſchmeicheln verſteht, weit leichter, ſich ein anſehn-

liches Vermögen zu erwerben, als dem beſten Componiſten, wenn er auch den armen Beethoven noch überträfe; und der Geſichtsmaler — ja ſelbſt der Kartenmaler — ſteht ſich oft beſſer, als ein Rafael oder Correggio, welcher letztere bekanntlich blos in Kupfer bezahlt wurde.

Wenn eine Kunſt nicht auf das Bedürfniß, den Luxus, die Ueppigkeit und die Vorurtheile der Menſchen berechnet iſt, ſo nennt man ſie gewöhnlich eine brodloſe Kunſt, ſie mag übrigens noch ſo hoch ſtehen, noch ſo viel Aufwand von Genie, Talent, Anſtrengung und Fleiß erfordern. Viele Kunſtleiſtungen ſind abhängig vom herrſchenden Modegeſchmack und gewinnen oder verlieren, nachdem ſich dieſer ändert. Wir haben es erlebt, daß man einen Wieland, Klopſtock, Gleim und Voß, die einſt ſo hoch gefeiert wurden, nicht einmal für Dichter wollte gelten laſſen und dagegen den myſtiſchen Schuſter Jakob Böhm bis in den Himmel erhob.

Es iſt daher immer eine bedenkliche Sache, wenn man die Poeſie oder Kunſt als Mittel wählt, ſein Glück zu machen, abgeſehen davon, daß dieſes Mittel nicht allgemein ſein kann, da nicht Jeder die zur Ausübung derſelben erforderlichen Talente und Gaben beſitzt; daher mancher Künſtler zum Jammer der Welt bei ſeinen Leiſtungen ſich ausnimmt, wie der Eſel beim Lautenſchlagen. — Aber nur dann hat auch der talentvollſte Künſtler einige Hoffnung, ſein Glück beim Publikum zu

machen, wenn er die nöthige Biegſamkeit des Charakters beſitzt, um, wo es erfordert wird, die ewigen Regeln des Schönen dem verdorbenen Geſchmacke ſeiner Zeitgenoſſen zum Opfer zu bringen. Eigenſinn in dieſem Stücke kann den Hungertod nach ſich ziehen.

Noch iſt zu bemerken, daß zur Ausübung mancher ſchönen Künſte, z. B. der Tanzkunſt, durchaus Schönheit des Körpers erfordert wird, wenn ſie gefallen ſollen, weil bei ihrer Beurtheilung die niedere Sinnlichkeit ein ſtarkes Wort mitſpricht. Von dieſer Erfahrung, daß ſchöne Künſtler und Künſtlerinnen ſelbſt bei mittelmäßigen Leiſtungen, ſowohl publice als privatim, Beifall und ſüßen Lohn finden, haben verſtändige Perſonen auf die Nothwendigkeit der Selbſtverſchönerung den Schluß gemacht und ſo iſt

8) die Kunſt, ſich ſchön zu machen,

entſtanden, welche auf dem Theater der großen und vornehmen Welt eine ſo bedeutende Rolle ſpielt und etwas einbringt, nicht blos Lob und Bewunderung, ſondern auch manche ſolide Stütze des nothdürftigen Lebens.

Dieſe Kunſt ſteht zwar nicht unter dem Verzeichniß der andern ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften in den Compendien der Geſchmackslehrer, aber ſie gehört nichts deſto weniger unter dieſe Rubrik und macht, was uns beſonders intereſſirt, weit häufiger und allgemeiner ihr Glück, als jede

andere. Denn ſie beſteht ihrem Weſen nach in der Geſchicklichkeit, einen ſchönen äſthetiſchen und moraliſchen Schein zu erregen; und wir wiſſen ja, daß die Menſchen überall dem Scheine mehr nachlaufen, als der Wirklichkeit. Wer dieſe Kunſt aus dem Fundament verſteht, weiß Alles, was ſeine Perſönlichkeit betrifft, zu verſchönern und zu veredeln, nicht blos den Körper, ſondern auch den Geiſt, und insbeſondere ſeinen moraliſchen Charakter. Mit bewundernswürdiger Geſchicklichkeit verdecken und verhängen ſolche Künſtler und Künſtlerinnen durch gewählte Kleiderformen und andere Putzmittel die Fehler und Mißverhältniſſe ihres Leibes, und auch die Armuth ihres Geiſtes und Herzens wiſſen ſie zu verbergen, und ihren innern Menſchen mit allerhand aufgerafften bunten Lappen und Flittern ſo auszuſtaffiren, daß das Ding nach etwas ausſieht. — Das Gedächtniß wird mit einem anſehnlichen Vorrathe fragmentariſcher Kenntniſſe, witziger Bemerkungen und geiſtreicher Sentenzen beſetzt, wobei man ſich die Fertigkeit aneignet, dieſe Sachen bei Gelegenheit anzubringen und zur Schau auszulegen, gleichſam als Proben und Titel der im Innern verborgenen Schätze. Daß hinter denſelben, wie hinter ſo vielen Standes- und Büchertiteln, nichts ſtecke, das zu bemerken, braucht es keinen vorzüglichen Scharfſinn; aber in einer Sphäre, wo man ſich blos mit glatten Oberflächen begnügt, werden dieſe Titel und Anſprüche mit gegenſeitiger Gefälligkeit für

voll angeſehen. Auch ſeinem Charakter weiß ein ſolcher Künſtler den Anſtrich und die Form des Edelmuths, der Menſchenfreundlichkeit, der Wahrheitsliebe zu geben, und wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn wir in den Zirkeln der großen Welt auf lauter liebenswürdige und achtungswerthe Perſonen treffen; ihre Charakterphyſiognomie iſt durch dieſelben Toilettenkünſte gebildet, wie ihr äußeres Geſicht. Nach der Repräſentation wird der läſtige Schmuck mit Leichtigkeit wieder abgethan und das gewöhnliche Hauskleid angelegt. Kurz, ein ſolcher Schönkünſtler benimmt ſich in dieſer Beziehung ganz ſo, wie ein Schauſpieler, der in der Theatergarderobe alte Requiſite zu ſeiner aufgegebenen Rolle findet.

Daß ein ſo gewandter moraliſcher Proteus, der ſich in alle Geſtalten des Verdienſtes und der Tugend zu verwandeln verſteht, bei dem guten Vorurtheile, das er überall zu erwecken nicht verfehlen wird, ſein Glück machen und nach Gelegenheit gute Aemtchen und Käppchen bekommen werde, läßt ſich denken; denn der große Haufe hält ſich, wie ſchon Machiavelli bemerkt, nur an den äußern Schein, an glänzende Farben, und urtheilt nach dem Erfolg. Wer alſo um jeden Preis in der großen Welt eine Rolle ſpielen will, dem iſt die Uebung dieſer Kunſt, dieſer moraliſchen Schönfärberei, gar ſehr anzurathen. Aber einige Vorſichtsmaßregeln ſind dabei zu beobachten. Die eine beſteht darin, daß man zur rechten Zeit zu

ſchweigen verſtehe, was freilich nicht Jedermanns Sache, aber durchaus nothwendig iſt, wenn der mimiſche Künſtler bei Erörterungen, die über ſeinen Horizont gehen, nicht ſeine geiſtige Armuth verrathen und ſeine erborgten Pfauenfedern den Krähenſchnäbeln der Mediſance preisgeben will. Am beſten wird er thun, bei ſolchen Gelegenheiten blos eine wichtige, geheimnißvolle Miene anzunehmen und dadurch den Schein zu erregen, als ob er recht viel Wichtiges zu ſagen hätte, wenn nicht höhere Rückſichten ihm den Mund ſchlöſſen. — Eine andere Vorſichtsmaßregel verbietet dieſen Kunſtmenſchen, ſich vor Affecten und Leidenſchaften, dieſen Feinden alles künſtlichen Scheins, ſorgfältig zu hüten, weil man im Aufwallen der Freude, in der Hitze des Zorns oder während des ſtarren Entſetzens der Angſt und Furcht gar zu leicht vergißt, die vorgenommene Maske feſtzuhalten. Die ganze Decoration und Draperie der Kunſt verſchiebt ſich und die innere Armuth und Blöße kommt zum Vorſchein.

Es gehört demnach nicht nur eine beſondere Geſchmeidigkeit des Charakters, ſondern auch eine Aufmerkſamkeit und Selbſtbeherrſchung zur Ausübung beſagter Kunſt, die nicht das Erbtheil jedes Sterblichen ſind. Da entſteht nun freilich die Frage, ob man nicht beſſer thue und ſchneller zum Ziele gelange, wenn man ſich entſchließt, diejenigen Vorzüge wirklich zu erwerben, nach deren Schein man ſtrebt. Dieſe Operation würde viel-

leicht weniger Mühe und Selbſtbeherrſchung koſten, als die conſequente Durchführung eines angenommenen Charakters verlangt. So viel iſt wenigſtens gewiß, daß derjenige, welcher die Tugend nicht als derben Hausrock, ſondern als leichtes Masken- oder Theaterkleid trägt, ſich darin mit Bequemlichkeit bewegen und erwärmen kann. Das nichtige Gewand bekommt leicht ſtarke Riſſe, und die Deformitaten und partes honteuses, die es verſtecken ſoll, kommen unerwartet zum Vorſchein um Gegenſtände des Spottes und der Satyre zu werden.

## III. Der Wehrſtand.

Mit dem Wehrſtande, wie er jetzt iſt, ſteht es in Beziehung auf die in ihm zu ſuchenden Mittel, reich zu werden, nicht beſſer, ſondern in manchen Stücken noch ſchlimmer, als im Nähr- und Lehrſtande. Der Soldat muß, wie ſonſt der Kloſternoviz das Gelübde, zwar nicht der Keuſchheit, aber doch der Armuth und des Gehorſams ablegen und nur die höhern Officiere erhalten nach vieljähriger Dienſtzeit Dispenſation von dieſem Gelübde. Iſt der Militärſtand auch von der Tonſur befreit, ſo fehlt es ihm doch nicht an vielen und mancherlei Scherereien, welche einen Krieger verhindern würden, des Reichthums zu genießen, ſelbſt wenn er ihm zufiele. Freilich ſonſt in dem von der Romantik ſo hoch geprieſenen Mittelalter

war es anders und, wie manche Liebhaber des Alten behaupten, beſſer und gemüthlicher. Da wurde der rüſtige Wehrſtand ausſchließlich von dem mannhaften Lehnsadel gebildet, welcher das ihm anvertraute Schwert trefflich zu benutzen verſtand, um ſich Reichthum, Anſehen und Vorrechte zu verſchaffen; auch wußte dieſe edle Kunſt ihren Erwerb ſo feſt zu begründen, daß derſelbe auch in der Folge, nachdem ſie die Waffen abgelegt und in die Hände gemeiner Söldner gegeben hatte, bei ihr verblieben iſt bis auf dieſen Tag, und ſo lange bleiben wird, als man ehrwürdige hiſtoriſche Grundlagen achtet. Jetzt iſt der Adelsſtand in einem andern Sinne ein Wehrſtand geworden, indem er ſich mit Händen und Füßen wehren muß, gegen die aus dem Schooße des Zeitgeiſtes entſprungenen freiſinnigen Ideen und die mit denſelben in Verbindung ſtehenden Forderungen von Reformen und Verbeſſerungen. Ach, das goldne Zeitalter des Wehrſtandes, wo alles Recht auf der Degenſpitze lag, und die bewaffnete Fauſt willkührlich greifen konnte nach Allem, was ihr anſtand, iſt nicht mehr; von dem Golde iſt blos der Roſt geblieben; auch die guten blanken Ritterſchwerter ſind eingeroſtet in der Scheide, oder haben ſich in zierliche Hof- und Staatsdegen verwandelt, womit ſich die guten Ritter, in Verbindung mit der Amtsariſtokratie, an die Stufen des Thrones ſtellen, um unter dem Schutze deſſelben ſich und ihre wohler-

worbenen Vorrechte gegen die Frechheit der politiſchen Neologen zu vertheidigen.

Tempi passati! Jetzt muß Einer wenigſtens commandirender General ſein und im Kriege Gelegenheit bekommen, ein Land zu plündern oder tüchtige Contributionen auszuſchreiben, wenn er Hoffnung haben will, durch den Wehrſtand einigermaßen reich zu werden. Nicht einmal die Landesherren, denen doch der Erwerb des Wehrſtandes vorzüglich zu gut kommen ſollte, werden durch ihn reicher, ſondern vielmehr täglich ärmer, wie die überall ſich mehrenden Staatsſchulden beweiſen, daher auch dieſem Stande noch beträchtliche Reductionen bevorſtehen, — ein neuer Grund, ihn mit Vorſicht zu wählen. Der Wehrſtand ſoll freilich, nach ſeiner Beſtimmung, den Staat und den Staatsreichthum beſchützen, aber der Schutz iſt zu ſtark für dieſen Reichthum, er verflüchtiget ſich, wie das Queckſilber über ſtarkem Feuer, und kommt Niemandem zu gut, am wenigſten den Soldaten.

Daß man indeß auch noch heut zu Tage zuweilen im Wehrſtande ſein Glück machen könne, hat der Wundermann, der in jüngſter Vergangenheit, über aufgethürmte Trophäen hinſchreitend, zu einer ſchwindelnden Höhe irdiſcher Macht empor ſtieg, zum Erſtaunen der Welt bewieſen. Dieſes Beiſpiel könnte anlockend ſcheinen für ſolche, welche, im Wehrſtande Ehre und Reichthum zu ſuchen, geneigt ſind, wenn nicht der auf einer

einſamen Felſeninſel liegende Grabſtein dieſes ſeltnen Mannes eine Warnungstafel enthielte, wodurch das Soloniſche: Nemo ante obitum beatus recht eindringend geprediget wird.

Wer es, trotz dieſer Bedenklichkeiten, mit dem Wehrſtande verſuchen will, dem iſt zu rathen, entweder ſeine Hoffnungen nicht zu hoch zu ſpannen und beſcheiden in ſeinen Wünſchen zu ſein, oder alle Beſcheidenheit und Blödigkeit gänzlich abzulegen und die ſich darbietenden Gelegenheiten, wo es etwas zu nehmen gibt, emſig zu benutzen. Höhere Officiere, beſonders die mit der Verwaltung zu thun haben, werden dieſe Gelegenheiten nicht blos im Kriege finden und es iſt gut, daß man ſie ſchon im Frieden ein Talent entwickeln läßt, das einem tüchtigen Krieger durchaus nothwendig iſt, wenn ſeine Feinde vor ihm erſchrecken ſollen.

---

Aus dem Bisherigen geht ſo viel hervor, daß alle Anſtrengung des Körpers und Geiſtes für ſich allein ſelten zum Reichthum führe, wofern nicht ein thätiges Combinationsvermögen dazu kommt, und den nach Reichthum ringenden Menſchen in den Stand ſetzt, jede ſich darbietende Gelegenheit zum Gewinn zu ergreifen und auf die beſte Art und Weiſe zu benützen. Der Expectant des Reichthums muß, wenn er auf Erfolg rechnen will, mit ſeinem Pfunde, von welcher Beſchaffenheit es auch ſei, zu wuchern verſtehen, d. h. er muß das,

was er hat und vermag, dazu anwenden, um immer mehr zu bekommen, immer Größeres zu vermögen. Man muß alle Wahrscheinlichkeiten abwägen und berechnen und dasjenige Resultat festhalten, welches den meisten Vortheil gibt oder sicher verspricht; mit einem Worte: man muß speculiren.

## IV. Speculationen.

Nach der vorhergehenden Einleitung brauche ich wohl nicht zu bevorworten, daß hier nicht die Rede sein kann von philosophischen Speculationen, welche zu nichts führen, als zu elenden Luftschlössern, und nicht reich machen, sondern arm, wenigstens arm an Glauben; vielmehr verstehen wir Nichtphilosophen unter diesem Namen jene soliden, auf Handel und Verkehr sich beziehenden Pläne und Entwürfe, welche auf den eignen rechtmäßigen größtmöglichen Gewinn berechnet sind. Es kommt bei guten Speculationen nicht sowohl auf ein mühevolles fortgesetztes Grübeln an, sondern vielmehr auf einen glücklichen Gedanken, auf eine sogenannte fruchtbare Idee und auf eine schnelle, mit genauer Kenntniß der Umstände unternommene Ausführung derselben. Vorzüglich bewegt sich der Handelsgeist in Speculationen, wie in seinem Elemente; aber sie sind dem unternehmenden Kaufmanne nicht eigenthümlich; im Grunde speculirt Jeder, der nicht auf den Kopf gefallen ist; freilich nicht immer mit Glück. So wie der Kauf-

mann ſeine Waaren auf den bequemſten Wegen und mit dem meiſten Gewinne umzuſetzen bemüht iſt, ſo ſucht auch der Handwerker, der Künſtler, der Gelehrte, die ihm eigenthümliche Geſchicklichkeit zu dem höchſtmöglichen Preiſe an den Mann zu bringen; aber freilich führen dieſe einfachen Speculationen nicht ſo ſchnell zum Ziele, als diejenigen, ſo ſich in der großen Handelswelt bewegen, als welche in ihrem höchſten Schwunge zuweilen die enge Gränze des Erlaubten verlaſſen und ſich einer excentriſchen Bahn nähern, die in Proſa Betrug genannt wird. Dieſe Gränzlinie iſt aber auch ſo fein gezogen, daß es ſchwer hält, ſie in der Begeiſterung immer genau wahrzunehmen und zu beobachten. Wer einmal im Laufen nach einem Ziele begriffen iſt, rennt freilich leicht einen Andern um, der ihm im Wege ſteht; das liegt in der Natur der Sache. — Jedermann gibt zu, daß ein guter Speculant die Dummheit, Unwiſſenheit und Nachläſſigkeit Anderer zu ſeinem Vortheile benutzen darf; wenn er dieſe aber mit falſchen Vorſpiegelungen hintergeht und ihnen nicht allein die Wahrheit vorenthält, ſondern auch eine beträchtliche Quantität Lügen aufbindet, um ſie ſeinem Zwecke geneigt zu machen, ſo ſchreien die moraliſchen Schulpedanten laut über Betrug. Ich ſehe doch wahrhaftig keinen bedeutenden Unterſchied in dieſem Verfahren, und billige die Ambition ſchlauer Geſchäftsleute, welche, anſtatt ſich deſſelben zu ſchämen, vielmehr wegen des nicht

geringen Aufwandes von Klugheit, Gewandtheit und Ueberredungskunſt, den ſie dabei zu machen haben, eine Ehre darin ſuchen. — Und warum ſollten ſie ſich auch ſchämen, da ſie große, leuchtende Beiſpiele einer ähnlichen Handlungsweiſe im großen Weltleben vor ſich haben.

Die Politik gibt ſich bekanntlich auch mit Speculationen ab, aber der Gegenſtand derſelben iſt nicht allein das Geld, ſondern auch der Träger deſſelben, nämlich das Land und die darauf wohnenden Menſchen, die Landeskinder, welche nie mündig werden und daher einer vormundſchaftlichen Verwaltung ihres Geldes und Gutes bedürfen, die von der Politik gern übernommen wird. Sie hat bei ihren Speculationen jedoch den großen Vortheil vor dem einfachen Privatmann, daß ſie, wo ihre gewöhnlichen Kunſtgriffe nicht ausreichen, ihre Zuflucht zur letzten ſtarken Staatsraiſon, d. h. zur Gewalt nehmen kann, was ein gemeiner Speculant wohl bleiben laſſen muß, wenn er nicht der polizeilichen Cenſur oder gar dem ſtrafenden Arme der Gerechtigkeit anheim fallen will. Da alſo ein Privatſpeculant ſeinen erhabnen Vorbildern in Anſehung der Gewalt nicht nachkommen darf, iſt es ihm zu verdenken, wenn er, um doch nicht zu weit zurückzuſtehen, Liſt, Schlauheit und Doppelzüngigkeit deſto eifriger in Anwendung bringt? Die mürriſchen Kritiker dieſes Verfahrens ſollten einige Lebensart beſitzen, und ſchon aus ſchuldiger Achtung für die Großen der Welt, die

von ihrem politiſchen Standpunkt genöthiget ſind, daſſelbe zu thun, nicht gleich von Betrug reden, wo nichts als ein edler Wetteifer im Streben nach dem Ziele des Reichthums ſichtbar iſt. Da bei dieſem allgemeinen Wettrennen Jeder dem Andern zuvorzukommen ſucht, warum ſollten kleine, unſchuldige Ränke und Kniffe nicht zu geſtatten ſein? Wie geſagt, die Ehrerbietung gegen unſere Vorgeſetzten erfordert in dieſer Beziehung eine vorſichtige Sprache, damit das gemeine Volk durch die Aehnlichkeit des Verfahrens der großen Staatslenker mit dem, welches ſchlaue Speculanten üben, nicht verführt werde, gehäſſige Namen von dieſen auf jene überzutragen. Nicht Alle kennen den Spruch: Duo si faciunt idem non semper est idem; nicht jeder beſchränkte Kopf hat die politiſche verkehrte Regel de tri inne, nach welcher, bei Berechnung der menſchlichen Vergehen, die Schuld der Vornehmen und Mächtigen um ſo kleiner wird, je mehr jene in's Große gehen, ſo daß ſie bei fortgeſetztem Wachsthum in ihr Gegentheil überſpringen und ſich in Verdienſt, Ruhm und Ehre verwandeln, worüber man ſich nicht wundern darf, wenn man die Hegel'ſche Logik ſtudirt hat, nach welcher jeder Begriff bei ſeiner fortſchreitenden Entwicklung in ſein Gegentheil übergeht. Hätte ein gemeiner Lump dem perſiſchen Könige Darius Codomannus die Geldbörſe abgenommen, ſo wäre er zum Galgen verdammt worden; Alexander aber, der demſelben das ganze

Reich und Alles nahm, was für den Menſchen nur einen Werth haben kann, heißt für ewige Zeiten der Große und gilt als glänzendes Beiſpiel der Nachahmung für ähnliche Heldenſeelen. Wenn ein mächtiger Staat den benachbarten ſchwächern verſchlingt, ſo wird in der Regel ein Te Deum geſungen, und Jeder für einen Demagogen oder Rebellen erklärt, der daran zweifelt, daß die Großthat mit dem Beiſtande Gottes unter dem Beifallklatſchen aller Heiligen geſchehen ſei. So könnte ich unzählige Beiſpiele aus der Geſchichte anführen, um zu beweiſen, welcher Unterſchied bei der Schätzung der Moralität oder Rechtmäßigkeit einer Handlung ſtattfinde, je nachdem ſie von geringen oder von angeſehenen Perſonen verrichtet worden. Aber wie geſagt, nicht jeder Gelbſchnabel weiß auf dieſe Art zu diſtinguiren, und der reſpectloſe, alles ausgleichende Zeitgeiſt will nichts von ſolchen wohlbegründeten Diſtinctionen wiſſen. Man thut demnach wohl, das häßliche Wort Betrug aus der feinen Umgangsſprache zu verbannen, wie man denn auch einen geſegneten Anfang in dieſer Delicateſſe gemacht hat, indem man die garſtigen Wörter: Schurke, Hure, Ehebrecher, Säufer u. dergl. durchaus nicht mehr hört, wo man bei Reſpectsperſonen anzuſtoßen beſorgt. Freilich ſind die garſtigen Sachen geblieben; man hält die liebe Schooßſünde nicht im Munde, aber doch im Herzen feſt, aber der Anſtand wird doch gerettet. Herz und Mund ſtehen

bei Anſtandsperſonen in dem Verhältniß einer Domeſtikenſtube zu einem Viſitenzimmer. Während dort die ſchmutzigſte Geſellſchaft hauſen kann, müſſen hier die feinſten ſittlichſten Redensarten im ſchönſten Schmucke verſammelt ſein und die nackte Wahrheit hat keinen Zutritt.

Die großen Herren könnten freilich noch ein anderes Mittel wählen, um ſich frei zu halten von den moraliſchen Fehlern und Mängeln gemeiner Leute, wenn ſie nämlich für ſolche Gebrechen ganz andere Ausdrücke als die gewöhnlichen brauchten, wo nicht lateiniſche und griechiſche, doch zweideutige deutſche. Es würde dadurch eine beſondere Adelsſprache entſtehen, wie man ſchon längſt in der Jagd, einem adeligen Zeitvertreibe, dergleichen eigenthümliche Benennungen eingeführt hat. Etwas in dieſer Beziehung iſt auch wirklich ſchon geſchehen; ſo iſt z. B. ein Großer nicht grob, ſondern ungnädig, nicht mürriſch, ſondern launig nicht ungerecht, ſondern ſtreng, oder auch großmüthig, wiefern die Ungerechtigkeit einem Dritten zu gute kommt; er will nicht, ſondern geruhet, hält nicht Hochzeit, ſondern Beilager; er ſtirbt nicht ſondern lebt ab, er wird nicht ſelig, ſondern hoch- oder höchſtſelig. Warum, frage ich, geht man nicht weiter, und wählt beſonders für alle Thorheiten und Laſter der Großen wohlklingende Namen, ſo daß ſie nach gemeinen Begriffen gar nicht mehr ſündigen oder thöricht und unrecht handeln können? Es kommt ja in der großen Welt

nicht auf die Wirklichkeit, ſondern lediglich auf den Schein, auf die Bekleidung und Hülle an; darum ſorge man doch auch für bequeme Worthüllen vornehmer Deformitäten, rathe ich wohlmeinend.

Bis dieſer wohlmeinende Vorſchlag zur Ausführung kommt, müſſen wir uns, um nicht anzuſtoßen, ſorgfältig hüten, die Sachen bei ihren rechten Namen zu nennen. Daher hab' ich billig Bedenken getragen, unter den Mitteln, reich zu werden, eines der gewöhnlichſten und beliebteſten, den Betrug nämlich, zu erwähnen. Da es indeß, der Vollſtändigkeit wegen, doch nicht gänzlich mit Stillſchweigen übergangen werden darf, mag es hier unter dem Titel der Speculationen mit begriffen ſein, und um die verdächtige Species von dem ganzen ehrenwerthen Genus zu unterſcheiden, ſchlage ich vor, den Betrug überſchwengliche oder transſcendente Speculation zu nennen, weil der ſchlaue Speculant, um auf das Gebiet der Betrügerei zu gelangen, ſich über die Schranken des Erlaubten ſchwingen und die Rechtsgränze überſteigen muß. Aber bei dieſer Art von Speculation muß man mit Sorgfalt den guten Schein bewahren, alſo die Geſchicklichkeit haben, den Mantel der Ehrlichkeit von oben bis unten ſo feſt zuſammen zu halten, daß der betrügeriſche Fuchspelz nicht hervorblicke und Verdacht errege.

Daß dieſe fortgeſetzte Beibehaltung des guten Scheins keine leichte Sache iſt, wird Jeder

zugeben, der es ein wenig verſucht hat, und die Erfahrung beweiſet, daß die verſteckteſte Schlauheit häufig ihr Ziel überrennt und zu Schanden wird. Der von Erfolg kühn gemachte Speculant, treibt die Schrauben ſeiner Machinationen immer höher, bis ſie endlich ſpringen; ein unerwarteter Zufall macht einen Querſtrich durch ſeine künſtliche Rechnung, und es kommt bei dieſer Gelegenheit auch wohl zur Unterſuchung der alten ſchon abgeſchloſſenen Geſchäfte und Rechnungen. Was aber das Schlimmſte iſt, der Credit iſt zum Teufel und es läßt ſich keine neue Speculation anknüpfen, um den erlittenen Schaden zu erſetzen. Das Glücksrad, das ein ſolcher Speculant zu lenken unternimmt, hat das Eigenthümliche, daß, wenn einmal das Geleiſe damit verfahren iſt, es ſich ſchwer wieder einlenken läßt. Man erkennt die gute Abſicht dieſer Leute, Andere durch angenehme Täuſchungen zu vergnügen, gar nicht mehr an, und glaubt ihnen auch dann nicht mehr, wenn ſie aus Verzweiflung ſich entſchließen, in den ſauern Apfel der Ehrlichkeit zu beißen. Daher iſt Jedem zu rathen, der von dieſem Parforcemittel, reich zu werden, Gebrauch machen will, ſein Glück wo möglich mit einem Schlage zu machen, denn zweimal darf er nicht kommen.

Uebrigens kann ein gewandter Speculant bei gewiſſen Spitzbübereien in den Augen der Welt recht gut ein ehrlicher Mann bleiben. Wenn nur der Betrug ſich innerhalb gewiſſer Formen bewegt,

ſo paſſirt er überall nicht allein ohne Cenſur, ſondern auch oft mit Auszeichnung durch die Thore und Schlagbäume des bürgerlichen Lebens, wie wir an dem Beiſpiel vieler Generaleinnehmer und Armeelieferanten ſehen, die dafür, daß ſie ſich gut genommen haben, Titel und Adelsdiplome als Belohnung aufzeigen können. — In den Augen der Welt ſind alle Betrügereien, zu welchen ein gewiſſer Grad von Scharfſinn gehört, ehrenvoll; der ehrliche Betrogene wird nicht bemitleidet, ſondern ausgelacht; denn Klugheit iſt intereſſanter, als langweilige Ehrlichkeit, am unterhaltendſten aber findet man den Kampf von Liſt gegen Liſt, um welchen ſich bald ein händeklatſchender Kreis von Zuſchauern bildet.

Wie verführeriſch alſo dieſe, reichen Gewinn verſprechenden, transſcendenten Speculationen auch ſein mögen, ſo ſteht doch auf der andern Seite die durch Erfahrung beſtätigte Wahrheit feſt, daß diejenigen Handelshäuſer am feſteſten ſtehen und den meiſten Credit haben, welche am ſolideſten ſind in ihren Geſchäften und von ihren Speculationen alle betrügeriſchen Kniffe ausſchließen. Auch unſere Politik, welche ſonſt glaubte, daß ſie das herkömmliche Syſtem der Ueberliſtung nicht entbehren könne, überzeugt ſich jetzt von der Falſchheit dieſes Vorurtheils, und gibt dieſes Syſtem, das während der letzten drei vergangenen Jahrhunderte in allen diplomatiſchen Verhandlungen faſt allgemein vorherrſchend war, allmählig auf.

Warum ſollte ſie auch Bedenken tragen, die alten Rüſtzeuge der Falſchheit, Verſtellung und Doppelzüngigkeit von ſich zu thun, da ſie, ſelbſt als Vertheidigungswaffen gebraucht, immer ein Beweis von Schwäche ſind und unfehlbar den Credit der Staaten untergraben. Selbſt in der Sprache der ſchlauen Italiener findet ſich das Sprichwort: L'onesta è la miglior astuzia. Zwar iſt nicht zu leugnen, daß die betrügeriſche Speculation für den Augenblick häufig zum Zwecke führt, aber in der Zukunft lauert die Nemeſis mit ihrer Strafgeißel, wodurch dieſer Zweck vernichtet und das deutſche Sprichwort: Ehrlichkeit währt am längſten, bewähret wird.

Schließlich mag hier noch die Bemerkung ſtehen, daß auch in der gelehrten Welt, ja ſelbſt in der geiſtigen Sphäre der Religion, häufig Speculationen getrieben werden, mit Begriffen, Ideen, Syſtemen, Vorurtheilen, Parteimeinungen, Glauben und Aberglauben. Am geſchickteſten benahmen ſich in dieſer Beziehung die römiſchen Biſchöfe in frühern Zeiten, welche als ſchlaue Speculanten ihre Wechſel mit dem beſten Erfolg auf die Dummheit und den Aberglauben der chriſtlichen Menſchheit ſtellten und ſogar den Himmel und die ewige Seligkeit zu Gegenſtänden ihrer wohlberechneten Speculationen machten. Die Kirchengeſchichte weiß viel zu erzählen von dem einträglichen Handel, den ſie mit der Sündervergebung en gros trieben, indem ſie aus dem angeblich ererbten Schatz der

überſchwenglichen Verdienſte des Heilandes und aller Heiligen den bedürftigen Sündern die gehörige Portion durch ihre geiſtlichen Speditionen zukommen ließen, und von jeder gläubigen Seele, welche durch die Himmelsthür zu gehen verlangte, ein anſehnliches Schließgeld in klingender Münze in Anſpruch nahmen. Da dieſer Handel und viele ähnliche, auf die Unwiſſenheit der Menſchen bezeichnete Speculationen ſehr einträglich waren, ſo kann man es den geiſtlichen Vätern der Chriſtenheit nicht verdenken, daß ſie ſo ungehalten ſind auf die Fortſchritte der Bildung und Aufklärung, wodurch dieſen guten Handelsgeſchäften ein Ende gemacht wurde. Wie das Tageslicht die Stadtthore öffnet und die angeſtellten Wächter um ihr Schließgeld bringt, ſo öffnete das einbrechende Licht der Aufklärung auch die Himmelsthür für Jeden, der ſich als rechtſchaffener Paſſagier, der keine Kontrebande bei ſich hat, legitimiren kann, und das geiſtliche Thorgeld ging freilich zum Henker; hinc illae lacrimae.

Gute Regierungen treiben wieder andere Speculationen, die mehr mit weltlichen als himmliſchen Dingen zu thun haben, indem ſie durch ihre Verwaltungskammern allerhand geſtempeltes Papier, bemalte Pergamente und Karten, als z. B. Kaſſenbillets, Diplome, Monopole u. dergl. zu theuern Preiſen verkaufen laſſen und der Handel geht ſo lange gut, als dieſe Dinge geſucht werden.

# Zweite Abtheilung.

## Von den allgemein anwendbaren und durchaus probat gefundenen Mitteln, reich zu werden.

### 1) Befähigung des Autors zu der fraglichen Belehrung.

Aus der bisherigen Unterſuchung iſt zu erſehen, daß die verſchiedenen angegebenen Wege, welche zum Reichthum zu führen verſprechen, bei genäuer Prüfung ihre bedenklichen Stellen zeigen, und keineswegs von allgemeiner Anwendung ſind. Ich wende mich daher nun zu ſolchen Mitteln, die, mit wenigen Ausnahmen, für den Gebrauch aller Menſchen geeignet ſind, und mit vollkommener Sicherheit zum Zwecke führen. Da man ſich dieſer Mittel bisher wenig oder gar nicht bedient hat, ſo muß ich annehmen, daß ſie dem größten Theile meiner Leſer unbekannt ſind. Ich hoffe daher nicht ohne Grund,

daß ſie die ſeltne Großmuth, mit welcher ich, ohne das geringſte Honorar zu verlangen, ihnen jetzt das wichtige Geheimniß, deſſen Schlüſſel ſo allgemein geſucht wird, anzuvertrauen mich entſchließe, dankbar anerkennen und zu ſchätzen wiſſen werden. Ich ſehe im Geiſte, wie den meiſten von ihnen der Mund lüſtern voll Waſſer läuft, und ſie mit Ungeduld und freudig klopfenden Herzen meinen Eröffnungen allſeitig entgegen ſehen.

Iſt es ein Recept zum Goldmachen, oder die Entdeckung einer großen Gold- und Diamantgrube, oder die Kunſt, ſich unſichtbar zu machen — um mit Gemächlichkeit einen Griff in fremde Geldkaſten thun zu können, ohne nöthig zu haben, ſich nachher unſichtbar zu machen, oder unſichtbar gemacht zu werden, — oder iſt es die Vorrichtung eines Beutels mit einem Heckthaler, was der vielverſprechende Verfaſſer uns lehren wird? ſo höre ich diejenigen meiner Leſer, welche zu ſanguiniſchen Hoffnungen geneigt ſind, ziemlich ungeſtüm fragen. — Manche Phlegmatiker ſchütteln freilich ungläubig den Kopf und halten es für wahrſcheinlich, daß ich das Publikum an der ſchon oft gemißbrauchten Naſe herumführen wolle, um mir auf ſeine Koſten einen ſchlechten Spaß zu machen. „Keine Winkelzüge, Herr Autor," ſo ſchreien dieſe mißtrauiſchen Gemüther mich an, „heraus mit der Sprache, und wenn er uns faule Fiſche zu verkaufen geſonnen iſt, ſo ſoll er bald gewahr werden, daß er mit keinen Stockfiſchen zu thun hat."

Geduld, meine Liebwertheſten! ich gebe Ihnen mein Wort, daß Sie befriedigt werden ſollen, wofern Sie nur die dazu nöthige Empfänglichkeit haben. Aber Sie ſehen doch wohl ſelbſt ein, daß eine ſo wichtige Kunſt nicht in zwei Worten ſich lehren läßt. Ueberdieß, muß ich Ihnen ſagen, ſind zu dem Experimente gewiſſe Vorbereitungen und Vorrichtungen nöthig, die ihre Schwierigkeiten haben. Nach den Vorſchriften der ſogenannten Adepten gehört, außer einer Menge beſchwerlicher Ceremonien, eine ungewöhnliche Reinheit des Herzens, ein erhabener Schwung des Geiſtes und eine fromme Geſinnung dazu, um den Stein der Weiſen zu finden, wie ja ſchon aus dem Namen erhellt. Wer keine Anlage zu einem Weiſen und bei den hülfreichen Elementargeiſtern keinen beſondern Stein im Brete hat, wird dieſen koſtbaren Stein vergeblich ſuchen, oder derſelbe wird ein Stein des Anſtoßes für ihn werden. Die Begierde, mit der Sie, meine Geehrteſten, über mein Geheimniß herfallen, macht Sie deſſelben gewiſſermaßen unempfänglich; denn zu den Vorbereitungen, die unſere Kunſt erfordert, gehört als erſte Bedingung die Unterdrückung aller böſen Begierden und die Uebung der Geduld mit Ergebung und Entſagung.

Ich ſehe verdrießliche Geſichter bei dieſer Eröffnung und mancher Neophyt, der ſich mit leerem Beutel zudrängte, in der Hoffnung, ihn ſogleich gefüllt zu ſehen, kehrt mir verdrießlich den Rücken

zu, da er hört, daß zuvörderſt etwas Geiſt und Gefühl in die Leeren des Kopfes und Herzens kommen ſoll, bevor jener gefüllt werde. Aber ich muß ehrlich zu Werke gehen und dem Kunſtgriffe gewöhnlicher Charlatane oder Beutelſchneider, durch leere Verſprechungen zu täuſchen, entſagen. Daher gebe ich, ſelbſt auf die Gefahr hin, meine Freunde verdrießlich zu machen, ſogleich die Bedingungen an, an welche das Verſtändniß meines Geheimniſſes gebunden iſt.

Vor allen Dingen aber, um das Vertrauen nicht ganz zu verſcherzen, will ich ſogleich eine Frage beantworten, die, wie ich merke, jedem Leſer auf der Zunge liegt, die Frage nämlich, ob ich, der goldne Berge verſprechende Autor, ſelbſt reich ſei. — Ich ſehe darin einen Beweis Ihres guten Verſtandes, meine Lieben; denn ſo viel iſt gewiß: ein armer Teufel, der die Kunſt, Gold zu machen, zu beſitzen vorgiebt, iſt gewiß ein Betrüger. — Alſo hier meine aufrichtige Antwort auf die vorgelegte Frage: Ja, mit aller Beſcheidenheit geſprochen, ich bin reich, unermeßlich reich, und, was noch mehr ſagen will, ich bin es einzig und allein durch den fortgeſetzten Gebrauch meines Arcanums geworden, von welchem hier die Rede iſt. Urtheilen Sie ſelbſt, meine Freunde!

Ich beſitze, ſag' ich Ihnen, ſo viel Geld und Gut, daß ich vollkommen damit zufrieden bin und ſchicke keine Wünſche aus, um mehr zu ſuchen, ja ich gebe Manches weg, was mir läſtig iſt und bin

dem Armen ſehr verbunden, der mir den Gefallen thut, es anzunehmen. Da nun viele reichen Leute nicht zufrieden ſind und nichts weggeben, ſo ſchließe ich daraus, daß ich reicher bin als ſie, die mehr bedürfen, als ſie haben. — Meine Beſitzungen ſind auch wirklich bedeutend genug, ſo daß ich manches Pertinenz-Stück für kein Fürſtenthum weggeben möchte. Man wird mir glauben, wenn ich hinzufüge, daß meine Felder und Fluren unüberſehlich, alſo ſo groß ſind, daß ich ſie unmöglich ſelbſt bewirthſchaften kann und daher dieſe Mühe gern Andern überlaſſe. Ueberall behalte ich mir jedoch das Recht vor, dieſe abgetretenen Fluren, Wälder, Berge und Thäler revidirend zu durchwandern, mich hier an einen Schattenplatz zu ſetzen, dort mich in den Wellen eines murmelnden Baches zu ſpiegeln, hier wieder Blumen zu pflücken und da den Geſang eines Vogels zu belauſchen. Eine Knospe, die ſich dem erſten Strahle der Sonne öffnet und ihren Duft mir entgegen haucht, der Jubelton der Lerche, die der Lenz dem blauen Himmel wie eine Rakete entgegenſchleudert, die weidenden Lämmer, welche in ihren weißen Röckchen die Mutter umhüpfen, gewähren dann meinem Gemüthe ein Schauſpiel, über welches ich alle Reichthümer der Welt vergeſſe. In dieſem mir ſo lieb gewordenen freien, ungebundenen Treiben liegt auch der Grund, warum ich mir keinen Wagenzug halte, welcher Umſtand vielleicht zu einem Einwande gegen die Realität meines Reich-

thums Veranlaſſung geben konnte. So iſt auch meine Bedienung ſehr einfach, weil ich mit meiner Freundin, der reichen Natur, den gleichen Grundſatz der Sparſamkeit habe und nicht gern zehn Hände in Bewegung ſetze, um dasjenige ſchlecht zu thun, was zwei recht gut verrichten können. Müßige Hände zu ſehen, iſt mir ein Gräuel und ich begreife nicht, wie man ſchweres Geld ausgeben kann, um ſich dieſen widrigen Anblick zu verſchaffen.

Nach dieſer in Wahrheit gegründeten Verſicherung werden meine Leſer mir hoffentlich einiges Vertrauen ſchenken und meine Befähigung, ſie die in Rede ſtehende Kunſt gründlich zu lehren, nicht länger in Zweifel ziehen. Bevor ich aber zu meiner vorhabenden Belehrung ſchreiten kann, ſind, wie ſchon bemerkt, noch einige Vorbereitungen nöthig; denn um meine Leſer nicht mit falſchen Hoffnungen hinzuhalten, ſage ich ihnen freimüthig, daß nicht Alle in der gehörigen Verfaſſung ſind, die erfordert wird, um meine Lehre zu begreifen und in Ausübung zu bringen.

## 2) Befähigung des Leſers zur Aufnahme der fraglichen Belehrung, oder vorläufige Bedingungen und Erforderniſſe zur Möglichkeit, reich zu werden.

Archimedes forderte einen einzigen außer der Erde liegenden feſten Punkt, um dieſe bewegen zu

können; auf ähnliche Weiſe muß auch Jeder, der auf der Erde etwas bewegen will, zuvörderſt ſich nach einer feſten Stellung umſehen, von welcher er ſeine Operationen beginnen könne. Wer etwas erſtreben, erringen, erarbeiten will, muß ſchon etwas haben, wenigſtens geſunde Arme und einen Spielraum zum Gebrauch derſelben. Stellt einen krüppelhaften Blödſinnigen nackt und bloß in die Welt und er wird niemals dahin kommen, ſich das Geringſte zu erwerben, ſondern Zeit ſeines Lebens ein Gegenſtand des Mitleidens bleiben. Demnach kann man wohl behaupten, daß ein geſunder Verſtand, ein guter Wille und rüſtige Hände ſchon ein großer Reichthum ſind, wenigſtens glaube ich nicht, daß der ärmſte Taglöhner mit einem gichtbrüchigen Reichen tauſchen würde, wenn er mit dem Golde und Gute zugleich die gelähmten Hände und Füße deſſelben in den Kauf nehmen ſollte.

Zu der Geſchicklichkeit, Reichthum zu erwerben, muß aber auch die Fähigkeit ihn zu genießen, kommen, wenn ſein Beſitz uns frommen ſoll; denn wenn dieſe abgeht, verhält ſich der Reiche zu ſeinem Reichthum wie ein kranker Magen zu einer köſtlichen Mahlzeit; das vorliegende Gute verliert ſeinen Reiz und wird mehr läſtig, als erfreulich. Die Menſchen ſtreben doch nur ſofern nach Reichthum, wiefern er ihnen, wenigſtens in der Einbildung, von Nutzen ſein kann, und dieſes Streben muß folglich vernünftiger Weiſe aufhören, in dem

Falle, wo derſelbe als eine unnütze Bürde erſcheint. Wer würde ſich freiwillig einem läſtigen Geſchäfte unterziehen, mit deſſen Beſorgung kein Vortheil, ſondern nur Sorgen und Verdrießlichkeiten verbunden wären? Iſt aber die Verwaltung eines großen Vermögens nicht ein ſolches, mit unruhigen, ſorgenvollen Tagen und ſchlafloſen Nächten verbundenes Geſchäft für einen Reichen, der ſeinen Ueberfluß aus phyſiſcher oder moraliſcher Unfähigkeit nicht genießen und gebrauchen kann? Iſt es nun zu verwundern, daß es ſo viele Menſchen gibt, denen die Sonne, obgleich ſie ſich im Goldglanze des Reichthums ſpiegelt, doch keine Freude ins Herz ſcheint; ſie wälzen in ihrem Goldklumpen den Stein des Siſyphus.

Ich ſetze demnach voraus, daß ſolche verſtändige Menſchen, wie meine Leſer ſammt und ſonders ſind, nur unter der hinzugedachten Bedingung des Gebrauchs und Genuſſes, nach Reichthum ſtreben, weil derſelbe ſonſt kein Gut wäre. Da dieſe Bedingung ſich eigentlich von ſelbſt verſteht, muß man ſich billig wundern, ſo viele Thoren zu ſehen, die ſich in ihren, mit vieler Mühe erworbenen Reichthum gar nicht finden können, ſo daß er für ſie faſt ein größeres Uebel zu ſein ſcheint, als vorher ihre Armuth war. Für ſolche Thoren nun, die ſich ſo dumm und täppiſch bei dem Gebrauch des Reichthums benehmen, ſind meine Mittheilungen durchaus nicht geeignet.

Ferner bemerken wir, daß Leuten, die Ambi-

tion im Leibe haben, mehr darum zu thun iſt, in den Augen Anderer für reich zu gelten, als es wirklich zu ſein. Sie berückſichtigen daher bei dem Gebrauche ihres Vermögens mehr die Befriedigung und das Vergnügen Anderer, als ihr eignes, und da das Auge der Sitz des edelſten Sinnes iſt, ſo ſuchen ſie dieſes beſonders zu ergötzen, indem ſie die glänzenden Formen oder die Prachtſeiten ihres Reichthums mit der größten Uneigennützigkeit zur Schau aufſtellen und oft koſtbare Gaſtgebote veranſtalten, um ihren Freunden und Bekannten die Bewunderung ihres Glanzes recht bequem zu machen. Dieſe edle Großmuth, die gewöhnlich mit Undank belohnt wird, geht oft ſo weit, daß man ſich durch unmäßigen, zu Gunſten Anderer gemachten Aufwand zu Grunde richtet, und dann zu ſpät gewahr wird, daß man mehr Neid und Mißgunſt erregt, als wirkliche Achtung gewonnen hat.

So ſehr dieſe edle, uneigennützige Denkungsart zu loben ſein mag, ſo trage ich doch, wahrſcheinlich aus angeſtammter Spießbürgerei, billig Bedenken, ſie zur Nachahmung zu empfehlen; ich ſelbſt wenigſtens bin des edeln Wetteifers, der die meiſten Reichen in dieſer Beziehung beſeelt, nicht fähig, und erkläre daher gerade zu, daß ich für ſolche excentriſchen Köpfe, die aus dem Kreis ihrer Bedürfniſſe heraustreten und nur für Andere reich ſein wollen, nicht ſchreibe. Auch iſt ein Menſch, der nur in dem Urtheile Anderer reich ſein will,

um so weniger an das Ziel seiner Wünsche zu führen, als dieses fremde Urtheil, das unendlich verschieden sein kann, gar keinen sichern Maßstab des Reichthums abzugeben geeignet ist. Wir rathen also Jedem, der seines Besitzes wirklich froh werden will, seine Meinung in dieser Beziehung von der Meinung Anderer unabhängig zu machen. Derjenige aber, welcher mehr hat, als er nach seinen Bedürfnissen, Neigungen und Vorstellungen von Wohlsein braucht, kann sich wohl mit Fug und Recht für reich halten. Wie nun Jeder, der Kopf und Herz auf dem rechten Flecke, Hände und Füße rüstig zu bewegen, Lust und Vermögen hat, zu diesem Reichthum am besten gelangen könne, soll jetzt gelehrt werden.

## 3) Das Princip, oder die allgemeine Grundbedingung der Kunst, reich zu werden.

Jetzt, meine Freunde, machet die Thore eurer Ohren weit und die Pforten eures Verstandes hoch, daß die frohe Kunde, auf welche ihr so lange mit Ungeduld gelauert habt, einziehe. Aber, das sage ich vorher: mit dem Hören und Verstehen des Wortes allein ist es nicht gethan; die geheime Lehre muß alle Glieder des Leibes, alle Kräfte des Geistes wie ein elektrischer Schlag durchdringen und in rasche Bewegung setzen, wenn der Erfolg sich gehörig zeigen soll.

Das ganze Verfahren zur Erfindung des Stei-
es der Weisen ist sehr einfach, und besteht blos
n der geschickten Verbindung zweier Gegensätze,
elches Verschmelzen jedoch nicht im chymischen
fen der Adepten, sondern an dem gelinden Feuer
raktischer Lebensweisheit gemacht werden muß.
ie Gegensätze heißen Erweiterung und Beschrän-
ung, welche indeß, wofern sie sich nicht wider-
rechen sollen, in verschiedener Beziehung genom-
en und mit besonderer Geschicklichkeit vereint
erden müssen. Um meinen Lesern die für unsern
weck so wichtige Lehre in der gehörigen Klarheit
rzutragen, bringe ich sie in eine wissenschaftliche
orm. — Es wird um Aufmerksamkeit gebeten.
lso:

Der Satz (Thesis).

Erweitere deinen Wirkungskreis durch fortge-
hte Anstrengung deiner geistigen und leiblichen
räfte, so sehr du nur immer kannst und ver-
agst, — versteht sich, ohne die Rechte Anderer,
e auf eine gleiche Erweiterung Anspruch machen,
kränken, — vermehre also nach allen mögli-
en Dimensionen deine Geschicklichkeit und deinen
leiß, so sehr es nur gehen will, und bestrebe
ch, in welchem Fache es auch sei, die meisten
d besten Arbeiten zu liefern.

Der Gegensatz (Antithesis).

Beschränke sorgfältig deine Wünsche und Be-
erden, bringe deine Bedürfnisse auf die kleinst-
gliche Zahl, übe nach dem Muster der Natur
ise Sparsamkeit, freue Dich, durch kleine Mit-

tel große Zwecke zu bewirken und umschließe das Ganze deiner Thätigkeit mit dem schönen Kreise der Ordnung, welche aus Wenigem viel macht und nichts verloren gehen läßt *).

Der Gleichsatz (Synthesis).

Vereine diese beiden Regeln in jedem Momente deines Lebens, so wie die Natur bei der Bewegung der Himmelskörper die Centrifugal- mit der Centripedalkraft verbindet, um die Harmonie des Weltalls hervorzubringen, und es wird auch die kleine Welt deines Herzens von einer schönen, Alles bezaubernden Harmonie durchklungen werden. Aus der Verbindung jener Expansion mit dieser Contraction wird die gleichmäßige Schwebung und Haltung in deinem Gemüthe entstehen, die man Zufriedenheit nennt, und in der Zufriedenheit liegt die dauernde Wurzel der Glückseligkeit. — Aber wo bleibt der Reichthum? wird man fragen. — Der wird nicht fehlen; wer zufrieden ist, ist auch reich. Wenn du nämlich durch kräftige Erweiterung deines Wirkungskreises, wie es nicht fehlen kann, dir etwas Erkleckliches erworben hast und

---

*) Schön und kurz drückt Sokrates diese beiden Gegensätze in diesen Worten aus: Πειρω τῳ μεν σωματι ειναι φιλοπονος τη δε ψυχη φιλοσοφος, d. h. sei mit dem Körper ein Liebhaber der Arbeit, mit dem Geiste aber ein Verehrer der Weisheit.

nun deine Bedürfniſſe der Zahl und dem Grade nach gehörig zu beſchränken verſtehſt, ſo wirſt du mehr beſitzen, als du brauchſt, du wirſt dich reich fühlen, alſo es auch wirklich ſein, wofern du, was freilich, unſerer frühern Bedingung gemäß, vorausgeſetzt wird, für dich und nicht für Andere reich ſein willſt. Zufriedenheit, dieſe ſchöne Harmonie im innern, und Reichthum dieſer gute Klang im äußern Leben verhalten ſich zu einander wie Wechſelbegriffe, die das Merkmal der Zulänglichkeit gemein haben; denn man kann nur dann zufrieden ſein, wenn man hat, was man bedarf, d. h. wenn man reich iſt; und man iſt nur dann reich — verſteht ſich, nach unſerer Erklärung, — wenn man von keinen unbefriedigten Wünſchen beunruhiget, von keinem dringenden Bedürfniſſe gequält wird, d. h. wenn man zufrieden iſt.

Was ſagen Sie nun, meine lieben Leſer, zu dieſem einfachen Proceſſe des Reichwerdens? O weh! ich ſehe entſetzlich lange Geſichter! „Dachten wir's doch, rufen die meiſten, indem ſie mir verächtlich den Rücken zukehren, daß nichts hinter den großen Verſprechungen ſtecken würde, als Wind, lauter Wind. Prächtige Worte, lauſiger Inhalt. Mit leeren Sophismen werden wir abgeſpeiſet! wir danken für die looſe Waare. Denkt denn der Verfaſſer, daß er Schuljungen vor ſich hat, die am Klappern eines philoſophiſchen Dreſchflegels Vergnügen finden, auch wenn leeres Stroh

gedroſchen wird? Seine elenden Maximen haben wir ſchon an den Schuhen abgelaufen.

Das hat man von ſeinem guten Willen! — Aber was wollen Sie denn mit ihrem unwilligen Eifer? Habe ich weniger gegeben als verſprochen? Verſuchen Sie doch erſt meine Methode, und wenn ſie nicht zum Ziele führt, will ich meine beſchämten Wangen ohne Weigern den ſtärkſten Backenſtreichen ihrer Kritik darbieten. Das hätten Sie längſt gewußt, behaupten Sie? ich aber ſage das Gegentheil; nichts haben Sie gewußt; denn was man recht mit voller Ueberzeugung weiß, dem gemäß handelt man auch. Wenn Sie aber nach meinen Regeln gehandelt hätten, ſo würden Sie auch reich geworden und nicht zu mir gekommen ſein, um die Sache erſt zu lernen. Das ganze Geheimniß der Kunſt, reich zu werden, habe ich ausgeſprochen; es gibt ſchlechterdings kein anderes; das will ich allenfalls eidlich verſichern. Selbſt wenn ich ein Mittel anzugeben vermöchte, wie man das Glück zwingen könnte, uns Schätze zuzuwerfen, ſo würde dieſes ſupponirte Mittel weniger werth ſein, als das angegebene, wie die Erfahrung ſonnenklar beweiſet. Dieſe zeigt uns ſehr häufig Perſonen, die durch Glücksfälle reich, aber ſehr wenige, welche dadurch glücklich wurden, und bei Manchem wollte der Reichthum gar nicht gedeihen. Ein Göttinger Buchhändler z. B. ſoll, wie man mir geſagt hat, zweimal das groſſe Loos gewonnen, und doch, gleichſam dem Glücke zum

Trotz, einen honetten Bankbruch gemacht haben. Da kann man aber lange warten, bevor man es erlebt, daß Einer, der nach unſerer Methode zu Reichthum gelangt, wieder arm oder gar bankbrüchig wird. Und abgeſehen davon; man gehe doch einmal herum bei den ſogenannten Reichen mit der Frage, ob ſie wirklich genug haben, ob ihr Beſitz ihnen zu allen ihren Bedürfniſſen, Wünſchen und Speculationen genüge und hinreichend ſei? ich wette darauf, daß man von Allen eine verneinende Antwort erhalten wird. Dieſe Leute ſind folglich nur in der Meinung Anderer, nicht nach der ihrigen reich; denn ſie haben nicht ſo viel, als ſie brauchen.

Ferner hat derjenige Beſitz, den wir uns durch den Gebrauch unſerer Kräfte mühevoll, mit Opfern und Entſagungen erwerben, einen weit größern Werth und iſt weit dauerhafter, als der vom Glück gegebene. Man hält einen erworbenen Thaler ungleich feſter, als einen gewonnenen, und für geſtohlenes Geld kann der Dieb gar keinen ganzen, ſondern nur einen löcherigen Beutel finden, auch wenn er als Mann von Stande dafür ſorgt, daß ſeine Reputation keine Löcher bekommt.

Uebrigens iſt zu bedenken, daß der Reichthum ja nicht allein im wirklichen Beſitze, ſondern auch in der Möglichkeit oder in der Fähigkeit beſteht, ſich dieſen Beſitz zu verſchaffen und für die Zukunft zu ſichern. Der Kapitaliſt, der z. B. zehntauſend Thaler beſitzt, aber für den Augenblick

nicht braucht, überläßt den Gebrauch dieſer Summe einem Andern und begnügt ſich mit der jährlichen Rente von 400 oder 500 Thalern, die jenes Kapital abwirft. Wer nun durch den Gebrauch ſeiner Kräfte und Geſchicklichkeiten befähiget iſt, ſich jährlich 400 bis 500 Rthl. zu erwerben, beſitzt dieſer im Grunde nicht auch ein Kapital von 10000 Rthl., das weit ſicherer hypothekirt iſt, als jenes? Man frage ihn doch, ob er dieſe Summe auf einem Brete annehmen und ſich dafür die producirenden Kräfte abzapfen, oder die erwerbenden Hände abſchneiden laſſen wolle, und er wird ſich gewiß für den Tauſch gar ſehr bedanken. Wenn wir alſo den Kapitaliſten reich nennen, warum ſollten wir Bedenken tragen, den geſchickten Oekonomen, Handwerker, Künſtler, Gelehrten, die ihr lebendiges Kapital in ſich tragen, eben ſo zu nennen? Iſt das Einkommen dieſer potentialen Kapitaliſten auch nicht ſo groß, als das der andern, ſo hat es dafür einen größern Werth und iſt, da es auf einem feſten Grunde ruht, weniger den Launen des Glücks ausgeſetzt, als der gewöhnliche Reichthum.

Demnach iſt für einen Menſchen, dem das Glück den Reichthum nicht von Hauſe aus zugeworfen hat, kein anderer Rath, um dazu zu gelangen, als der von uns ertheilte. Der Teufel müßte ſein Spiel haben, wenn ein Mann, der unaufhörlich bemüht iſt, ſeine Geſchicklichkeit zu erhöhen und ſeinen Wirkungskreis zu erweitern,

nicht ſo viel und auch wohl mehr als er braucht, zu erwerben im Stande wäre. Aber der Menſch braucht viel oder wenig, je nachdem ſeine Bedürfniſſe ſtark und viel umfaſſend oder beſchränkt ſind. Wer ſeine Wünſche in Sieben-Meilen-Stiefeln gehen, oder ſeiner Hab- und Ehrſucht, wie Alexander der Große, Brücken zu den goldnen Sternen ſuchen läßt, wird nie genug haben. Deswegen muß noch die zweite Bedingung hinzukommen; der Ringer nach Reichthum muß die Kunſt verſtehen, ſeine Wünſche, Begierden und Bedürfniſſe zu beſchränken, daß ſie ihm nicht über den Kopf wachſen und größer werden, als ſein Vermögen, ſie zu befriedigen. Dergleichen unbefriedigte Bedürfniſſe hatten ſelbſt die größten Welteroberer. Je weniger aber der Menſch bedarf, deſto mehr beſitzt, deſto reicher iſt er. In dieſer Beziehung iſt die Bemerkung des alten Heſiodus ſehr wahr, daß die Hälfte oft größer ſei, als das Ganze, d. h. ein kleines Vermögen, mit weiſer Sparſamkeit verwaltet, erfüllt ſeinen Zweck beſſer, als ein großes in den Händen der Ungenügſamkeit und Verſchwendung. Der Fleiß iſt der Vater, die Geſchicklichkeit die Mutter des Reichthums; aber er gedeiht nicht, wenn Mäßigkeit, Sparſamkeit, Enthaltſamkeit und Ordnung nicht als Ammen und Gouvernanten zu dem Goldkinde hinzutreten, um es zu pflegen und großzuziehen. Die Armuth ſchauet wohl zuweilen durch das Fenſter des fleißigen Arbeiters, aber ſie wagt nicht in ſein Haus

zu gehen, wenn die Zufriedenheit und Genügsamkeit es bewachen.

Maß und Beſchränkung ſeiner Genüſſe, das iſt freilich eine Aufgabe, deren Bearbeitung ſich der gewöhnliche Menſch nicht gern unterzieht, weil er den Wahn hegt, daß gerade die volle Befriedigung ſeiner ungezähmten Neigungen und Begierden zum Vollgenuß des Lebens erforderlich ſei. Aber dieſer Wahn gehört nicht unter die beglückenden. Die weiſe Mäßigung im Gegentheil, zeigt ſich als die treuſte Dienerin und Begleiterin unſerer Freuden und Genüſſe, ſie bewirkt das Wohlſein der Seele und des Leibes mit gleicher Sorgfalt; durch ihre Vermittlung genießen wir eine ſanfte, gleichmäßige Lebensluſt und wir brauchen, wenn wir ſonſt nicht wollen, keine läſtigen Ausgaben zu machen, um uns eben ſo eitle als koſtbare Vergnügungen zu erkaufen. — Wer aber nicht freiwillige Mäßigung übt, wird endlich von der rächenden Natur mit empfindlichen Ruthen — oder gar Geißelhieben dazu gezwungen. Die magiſche Gewalt des Reichthums ſchützt keineswegs gegen das Naturgeſetz, nach welchem alle Genüſſe, Wünſche und Beſtrebungen der Menſchen ihre Schranke finden, welche ungeſtraft nicht überſchritten werden darf. Das Schickſal beſchränkt den Reichen und Mächtigen oft auf eine ſehr empfindliche Weiſe in dem Augenblick, wo er, aller Mäßigung vergeſſend, das Höchſte zu erſtreben vermeint. Die Schätze eines Kröſus werden end-

lich erſchöpft, wenn ihr Beſitzer ſie zur Verwirklichung jeder vorübergehenden Laune, jeder unſinnigen Begierde verwendet, und er kommt bald dahin, daß er auch vernünftige Wünſche unbefriedigt von ſich weiſen muß. Daher machen wir ſo häufig die Erfahrung, daß groſſe Reichthümer für den Eigner keinen andern Erfolg haben, als daß ſie ihn, eh' er ſichs verſieht, in eben ſo groſſe Schulden ſtürzen. Die zu ſtarke Bejahung ſchlägt nach der Logik des launigen Schickſals in eine malicióſe Verneinung über; daher ſind groſſe Schulden nicht ſelten die böſen Gränznachbaren bedeutender Reichthümer. Wie im Traume des Königs Pharao die ſieben aus dem Nil entſtiegenen mageren Kühe ſich auf die ſieben fetten warfen, ſie verſchlangen und ſich an deren Stelle ſetzten, ſo verzehren auch die aus der Fluth der Verſchwendung und Ueppigkeit auftauchenden Schulden den unklug verwalteten Reichthum und ſetzen ſich als Rächerinnen der ſchlechten Wirthſchaft mit den Quartierbillets der ausgeſtellten Wechſel und Verſchreibungen feſt in den verödeten Wohnungen; denn ſo flüchtig in dieſem Falle der Reichthum iſt, ſo dauernd und bleibend ſind die ihn verdrängenden Schulden. Die durch Unglück herbeigeführten Schulden eines Armen können durch Arbeitſamkeit, Mäßigkeit und Ordnung nach und nach getilgt werden; aber die Schulden eines Reichen, der ſich nicht zu beſchränken verſteht, gleichen einem Strudel, welcher den hineingerathenen

Unglücklichen immer tiefer in den Abgrund wirbelt. Daher werden reiche Häuſer bei ſchlechter Wirthſchaft oder durch verunglückte Speculationen nicht blos arm, ſondern ſie machen auch, um doch etwas vor Andern voraus zu haben, einen honetten Bankerott, d. h. ſie ziehen Andere mit ſich hinab in die Fluth ihres Unglücks, um ſich ſelbſt heraus zu helfen und wieder oben zu ſchwimmen.

Es iſt freilich im Grunde weniger ein Fehler, als vielmehr ein eigenthümlicher Vorzug des Menſchen, daß er niemals bei dem Ziele, das ſeine Wünſche erſtrebt haben, ſtehen bleibt, ſondern immer weiter über daſſelbe hinaus will. Alſo nicht zum Beſchränken ſeines Wirkungskreiſes, ſondern zum Erweitern deſſelben ſcheint er beſtimmt und dieſer innere Drang nach dem Entfernten und Höhern iſt ihm ein ſicherer Bürge für ſeine Beſtimmung zu einer, ins Unendliche fortſchreitenden Vollkommenheit. Aber dieſer an ſich edle Trieb wird ganz verkehrt angewendet, wenn wir ihn zu einem Sporn machen für unſere Begierden und Leidenſchaften, die vielmehr des Zügels bedürfen. — Immer mehr begehren, ohne mehr zu thun, emſiger und kräftiger zu handeln, iſt eine Einflüſterung des Teufels, dieſes alten ſchlauen Kupplers der verführeriſchen Sünde, welcher, wie bekannt, durch ähnliche Lockungen unſere erſten Eltern zu überſchwenglichen Wünſchen verleitete und ſomit um das Paradies brachte. Unbeſchränkte Begierden ſchwächen und brechen die geiſtige Kraft,

anſtatt ſie zu erhöhen und die Sphäre unſerer Thätigkeit, auf deren Erweiterung die Vernunft dringt, wird um ſo enger, je ungeſtümer die Leidenſchaften ins Unermeßliche hinausſtürmen.

Wenn alſo ſelbſt der Beſitz des Reichthums, ſo wie aller Macht, nur durch Beſchränkung geſichert werden kann, darf man ſich nicht wundern, wenn der Erwerb deſſelben nicht blos auf die Erweiterung unſers Wirkungskreiſes, ſondern auch auf die Beſchränkung unſerer Begierden und Bedürfniſſe gegründet werden muß. Ohne dieſe Beſchränkung und Selbſtbeherrſchung wachſen die künſtlichen Bedürfniſſe des Reichen ſchneller als ſein Vermögen, ſie zu befriedigen und werden endlich zu hundertarmigen Rieſen, deren Hände niemals gefüllt werden können, ſo viel man ihnen auch giebt und zugeſteht. Wer aber zur Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe nicht genug hat, iſt in dieſer Beziehung nicht reich, ſondern bedürftig, d. h. arm.

Dieſe Wahrheit fühlten ſchon die alten Griechen und brachten ſie in die Form eines Schluſſes der ſo lautete:

Was den Menſchen nicht von der Habſucht, der Unerſättlichkeit, der Anmaßung, der Filzigkeit, überhaupt nicht von quälenden Begierden befreit, erlöſt ihn auch nicht von den Bedürfniſſen.

Nun thut der Reichthum jenes nicht; — denn er kann den menſchlichen Charakter nicht ändern.

Folglich auch nicht dieſes; — d. h. der goldne Schlüſſel vermag die Sklavenkette, woran die Bedürfniſſe den ſinnlichen Menſchen ziehen, nicht zu zerſchlagen.

Es bleibt alſo dabei, daß die Beſchränkung unſerer Begierden und Bedürfniſſe zu jedem Mittel, reich zu werden, als unerläßliche Ergänzung und Bedingung ſeiner Wirkſamkeit hinzukommen muß, wenn wir uns in unſern Erwartungen nicht getäuſcht finden ſollen.

Hören wir zum Beſchluß dieſes Kapitels noch die Meinung des perſiſchen Dichters Sadi über dieſen Gegenſtand:

Weißt du, was nie zu erſättigen iſt? das Auge der Habſucht;
Alle Güter der Welt füllen die Höhle nicht aus.

---

Eines Menſchen Auge
Die enge Höhle füllt nur zweierlei:
Genügſamkeit, und wo nicht die, — das Grab.

---

Liebte der Arme den Fleiß und Mäßigung; wäre der Reiche
Billig; die Erde ſäh' keinen Bedrängten mehr.
O Mäßigkeit, du ohne die kein Reichthum
Auf Erden iſt, o mache mich reich.

---

Hätte die Katze Flügel; kein Sperling wär' in der Luft mehr;
Hätte, was Jeder wünscht, Jeder; wer hätte noch was?
Strenge gegen dich selbst, beschneide die üppigen Reben;
Desto fröhlicher wächst ihnen die Traube dereinst.

### 4) Beseitigung einiger Einwürfe gegen die angegebene Methode des Reichwerdens.

Es sollte mich wahrhaftig wundern, wenn meine lieben Leser nicht folgende zwei Einwürfe gegen das vorgetragene Hauptmittel, reich zu werden, mit bedenklichem Kopfschütteln geltend machen sollten.

Erstlich: die Anwendung desselben ist doch gar zu mühsam und beschwerlich;

zweitens: es führt bei aller angebrachten Sorgfalt nicht immer zum Ziele; bei aller Arbeitsamkeit und Mäßigkeit kommt, wie die Erfahrung lehrt, Mancher nicht vorwärts, sondern bleibt ein armer Teufel sein Lebelang, er mag es anfangen wie er will.

Was nun zuvörderst den ersten Einwurf betrifft, so verweise ich auf den folgenden Abschnitt, wo gezeigt werden soll, daß anstrengende Thätigkeit als eine Hauptbedingung der menschlichen Glückseligkeit betrachtet werden muß. Hier be-

merke ich nur, daß nicht blos der, welcher reich werden will, ſondern auch derjenige, welcher es ſchon iſt, ſeine liebe Noth hat. Denn abgerechnet die Sorgen, die dem Reichen ſein Geld und Gut ſchon an ſich machen, muß er ſich auch einer fortgeſetzten Thätigkeit befleißigen und ſich in vielen Beziehungen beſchränken, wenn er ſeinen Beſitz erhalten und vermehren will. Freilich gibt es auch Menſchen, für welche das begünſtigende Glück alle Arbeit übernimmt und dieſen rathe ich, mein Buch aus der Hand zu legen. Leider bin ich aber nicht im Stande anzugeben, wie man ſich die Gunſt des Glücks in dem Grade erwirbt, daß es uns die goldenen Aepfel der Hesperiden, auch wenn wir ſchlafen, in den Schooß zu werfen geneigt wird; und deswegen weiß ich meinen lieben Freunden keinen andern, zum Reichthum führenden Weg anzugeben, als den die Natur auch dem Landbauer zeigt, nämlich die Weiſung, erſt zu ackern und zu ſäen, bevor er ſich der reichen Erndte zu erfreuen hoffen könne.

Den zweiten Einwurf kann ich leider nicht ganz entkräften; aber ich frage, wo iſt die Arznei, die in allen Fällen hilft, die Regel, die ohne Ausnahme unfehlbar iſt? Wenn ſelbſt der unfehlbare Papſt in manchen Fällen irrt und falſche Entſcheidungen giebt — zwar nicht ex cathedra, ſondern nur ex curia, wie die römiſche Kirche ſehr fein unterſcheidet — ſo mag auch mein unfehlbares Mittel in einzelnen Fällen nicht recht

an- und ein-, ſondern faſt fehlſchlagen, ohne ſeinen Werth zu verlieren. Ich läugne nicht, daß die Erfahrung zuweilen Beiſpiele zeigt von Perſonen, die mit aller Anſtrengung, mit dem gewiſſenhafteſten Gebrauch ihrer Kräfte, nicht ſo viel erwerben können, um ihre beſcheidenen Wünſche, ihre beſchränkten Bedürfniſſe zu befriedigen. Daran ſind aber nicht die befolgten Maximen, ſondern unglückliche Verhältniſſe, zum Theil auch fehlerhafte Einrichtungen in der bürgerlichen Geſellſchaft Schuld. Die Erde iſt ſo reich an Gütern, daß wenn eine gleiche Vertheilung derſelben Statt fände, Jeder mit ſeiner Portion zufrieden ſein könnte. Aber freilich würde dieſe Gleichheit nicht lange dauern; größere Kraft, Klugheit und Geſchicklichkeit würden ſich bald einen größern Antheil an dieſen Gütern aneignen; darüber läßt ſich nichts ſagen. Daß jedoch die unvermeidliche Ungleichheit des Beſitzes nicht zu groß und abſichtlich begünſtiget werde, dafür ſollte der Staat durch zweckmäßige Vorkehrungen ſorgen. Leider aber war in den Zeiten, wo die Großen und Mächtigen durch Gewalt und Schlauheit ſich ihren Antheil an den Lebensgütern aneigneten, keine Rede von ſolchen Vorkehrungen und die Gewaltigen haben ſo viel genommen, daß für den Schwächern nicht viel übrig blieb. Dieſe, in den Zeiten des Fauſtrechts begründete Inconvenienz hat ſich durch das Feudalrecht auch auf die Folgezeit fortgepflanzt, wo die Fauſt der Ariſtokraten zwar das

Schwert, aber nicht das, was ſie damit erworben hatte, weglegte. So dauern ſelbſt in der Gegenwart die traurigen Spuren jenes Gewaltrechts oder vielmehr Unrechts fort, obgleich man ſich von Seiten der Regierungen Mühe gibt, ſie nach und nach zu verwiſchen. Auch muß man geſtehen, daß, ohne ein neues Unrecht zu begehen, man nicht auf einmal einlenken kann in das verfahrene Gleis. Aber ſo viel könnte man billig erwarten, daß die alten Klagen über die ungleiche Vertheilung der Staatslaſten, der Rechte und Pflichten nach und nach verſtummten und daß die Gnadenſonne der Regenten aufginge über das ganze Volk, ſo daß ſie nicht blos die Höhen des Staatslebens, d. h. den Hof und die hoffähigen Stände, ſondern auch die Tiefen deſſelben, d. i. den Bürger und Bauernſtand beſcheine.

Was aber auch die Urſache der zu großen Ungleichheit in der Vertheilung der Glücksgüter ſein möge, die Folge dieſer Parteilichkeit des Glücks ſind Sorgen und Noth von allen Seiten; denn man glaube ja nicht, daß die Begünſtigten davon frei ſind. Sie müſſen es ſich, wie aus ihrem ganzen Treiben und Weſen zu erſehen iſt, erſtaunlich ſauer werden laſſen, um überall die Glanzſeiten des Lebens zu zeigen und ſich den nöthigen Raum für ihre Freuden und Genüſſe zu verſchaffen. Wenn Gänſe, Kapaune und Truthähne, die ſich in ihren Nothſtällen mit Gewalt müſſen vollſtopfen oder freckſen laſſen, zu bedauern ſind, ſo kann

man gewiß auch denen ſein Mitleid nicht verſagen, welche genöthigt ſind, eine ſolche Menge von Genüſſen, wie ſie in der großen Welt ſich aufdringen und Anſtands halber nicht abgewieſen werden dürfen, fortwährend zu ſich zu nehmen und bei großen Feſten Diné's, Soupé's u. dergl. auf einmal zu verſchlucken. Gleiche Bewandtniß hat es mit allen andern Ueberladungrn, welche der gute Ton gebieteriſch fordert. Oder kann es wohl angenehm ſein, wenn, um nur noch Eines anzuführen, in Bezug auf prachtvolle Kleidung und Schmuck, dieſe Günſtlinge des Glücks, beſonders die vornehmen Damen, ganze Galanterieläden und Juweliergewölbe vorſtellen und ſo ihren Kunden, d. h. ihren Verehrern und Clienten und auch wohl boshaften Kritikern, mit tödtlicher Langweile zur Schau ſtehen müſſen, bis der geräuſchvolle Jahrmarkt, d. h. die Repräſentation, vorüber iſt? — Ich wünſchte, die guten Leute ſprächen; aber freilich, wo die Convenienz ſpricht, muß alles Andere ſchweigen.

Wie Alles in der Welt ſeine Kehrſeite hat, ſo findet auch dieſe Glanzſeite des großen Weltlebens in dem Mangel und der Armuth des gemeinen Volks ihren Gegenſatz und es iſt ſchwer zu entſcheiden, ob die aus der Fülle des Ueberfluſſes hervorgehende Ueppigkeit, oder das Elend der Armuth das größte Uebel iſt. Denn ſchon der alte griechiſche Dichter Theognis behauptete, daß mehr Menſchen durch Uebersättigung oder durch Ueppig-

keit zu Grunde gingen, als durch Hunger *). So viel ist gewiß, daß beide Uebel, die Ueppigkeit des Ueberflusses und das Elend des Mangels, zu den Krebsschäden gehören, welche am Marke der Menschheit nagen und den Fortschritt zum Bessern aufhalten, und daß es folglich eine wichtige Aufgabe jeder verständigen und weisen Regierung sein müßte, die beiden verderblichen Gegensätze nach Möglichkeit auszugleichen, wenn nicht die höhere Politik die Sache von einer andern Seite faßte und in der allgemeinen Noth des Volkes für die Staatsökonomie auch wieder Vortheile erblickte, die in dieser Beziehung nicht zu läugnen sind.

Der angedeutete Gesichtspunkt der höhern Staatskunst liefert nämlich folgende Ansichten: Der Mensch ist ein träges Geschöpf, das nur durch starke Triebfedern aus seiner indolenten Ruhe getrieben und zur Thätigkeit bewegt werden kann. Nun ist unter allen Spornen und Stacheln zur Thätigkeit der Hunger der stärkste, wie wir an der Zähmung der Thiere, z. B. bei der Dressur der Hunde sehen, die durch Hunger zu einer wunderbaren Kraftäußerung und oft zu ganz erstaunlichen Leistungen angetrieben und geschickt gemacht werden. — Der Hunger ist der Vater der Erfindung und die Noth die Mutter des Fleißes. Wenn dieser Satz, den schon die Alten aufstell-

*) Πολλω τοι πλεονας λιμυ κορος ωλεσεν ηδη ανδρας.

ten, wahr iſt, wird er auch im Großen anwendbar ſein und ein Volk, das mit den dringendſten Bedürfniſſen zu kämpfen hat, wird ſich arbeitſamer und erfindungsreicher zeigen, als ein anderes, das im Ueberfluſſe ſchwelgt. Die Spanier, welche durch die Schätze der neuen Welt ſo zurückkamen in ihrer Cultur und Induſtrie, liefern den auffallendſten Beweis von der Schädlichkeit des Reichthums in den Händen des Volkes. Dies bedenkend, ſorgen weislich gute Regierungen, daß ſich die große Maſſe ihrer Unterthanen nicht über zu großen, die Thätigkeit lähmenden Ueberfluß zu beklagen habe. Der geringe Theil derſelben, welcher vermöge ſeiner Geburt oder zufolge beſonderer Begünſtigungen zu den bevorrechteten Klaſſen gehört und im Fette ſitzt, hält es ohnehin unter ſeiner Würde, ſich durch neue, die Induſtrie fördernde Ideen und Erfindungen auszuzeichnen. Das gemeine Volk thut demnach ſehr unrecht, wenn es die väterlichen Bemühungen ſeiner Vorgeſetzten, es zur höhern Intelligenz und Cultur zu erheben, undankbar verkennt, und ſich über die vermehrten Steuern, welche directer oder indirecter Weiſe jenen Zweck herbeizuführen beſtimmt ſind, unbeſonnen, wie ein verwöhntes Kind, beklagt, und zwar ſo ſtark, daß zu dieſer Friſt das Lamento wiederhallt von einem Lande zum andern. Es ſollte doch, nach ſo vielen Erfahrungen von dem günſtigen Einfluſſe der jetzigen Steuerſyſteme auf den Umſchwung der Nationalinduſtrie, endlich ſeine

Vorurtheile aufgeben und bedenken, daß die erhöhten und vermehrten Abgaben nichts anders ſind, als wohlmeinende Aufforderungen zu erhöhtem und vermehrtem Fleiße zum Abthun des alten Schlendrians und zu glücklichen Speculationen und Erfindungen. Der väterliche Sinn der Regierungen geht ſo weit, daß ſie es nicht dabei bewenden laſſen, dieſe Aufforderung blos an die gegenwärtige Generation zu richten, ſondern ſie dehnen ſie mit weiſer Vorausſicht auch auf die künftigen Geſchlechter aus, indem ſie durch anſehnliche Staatsſchulden dafür ſorgen, daß die unverminderten Staatslaſten als tüchtige Preßſchrauben und Druckmaſchinen des Speculations- und Erfindungsgeiſtes auch in Zukunft fortwirken.

Mit dieſen Betrachtungen könnte ich auch den eben erwähnten Einwurf, daß nämlich die angegebene Methode, reich zu werden, in vielen Fällen unwirkſam ſei, als beſeitiget anſehen; ich könnte nämlich ſagen, daß, wenn Einer mit aller Arbeitſamkeit, Mäßigung und Sparſamkeit nichts vor ſich bringe, die Schuld an ihm liege und nicht an den ungünſtigen Verhältniſſen, über die er ſich, vielleicht mit ſcheinbarem Rechte, beklagt; weil er ſich durch den äußern Druck nicht zu Klagen, ſondern zu noch größerm Fleiß, zu noch größerer Beſchränkung ſolle antreiben laſſen. Die ungünſtige Lage, die du beſeufzeſt, könnte man ihm ſagen, ſoll blos dazu dienen, deinen Muth zu erhöhen und deinen Erfindungsgeiſt in Aufſuchen neuer Er-

werbsquellen unerschöpflich zu machen. — Indeß — und das ist das Einzige, was sich vielleicht auch gegen die angeführte Maxime der höhern Staatskunst erinnern läßt, — Alles in der Welt hat seine Gränzen; die zu hoch gestimmte Saite zerspringt, die zu stark gespannte Feder bricht, und das zu heftig gespornte Roß stürzt zu Boden; und so wollen wir nicht läugnen, daß es manchem tüchtigen Mann bei aller seiner Anstrengung durch äußere Hindernisse zuweilen unmöglich wird, seine Subsistenz zu finden, geschweige denn reich zu werden. Sollte deswegen unsere Regel ungültig sein und keine Beachtung verdienen? Wir wissen ja, daß es keine Regel ohne Ausnahme gibt und müssen im bürgerlichen Leben schon zufrieden sein, wenn die Ausnahmen der Regel nicht über die Hörner wachsen und sie aufheben oder gar in ihr Gegentheil verwandeln. — Statuiren doch die Theologen selbst Ausnahmen bei den strengen Naturgesetzen, die doch als ewige Rathschlüsse Gottes unbedingte Nothwendigkeit haben sollten. Und die Regenten der Erde, — wie viel Ausnahmen erlauben sie sich von den bestehenden Gesetzen, ohne daß man dadurch befugt wird, diese Gesetze für untauglich zu erklären?

Nach so achtbaren Vorgängen kann es auch meiner Regel oder Methode nicht zum Vorwurf gereichen, wenn ihr einzelne Exceptionen nachhinken und ihren guten Ruf durch widersprechende Afterreden zu verkleinern suchen. Aber selbst diese

praktiſchen Widerſprüche, die überall, auch der beſten Theorie nachfolgen, würden vermieden werden, wenn die nach unſerer Methode Handelnden ſich mit der ſchon von Jeſu empfohlenen Klugheit, die den Schlangen ihr Fortkommen ſelbſt ohne Füße ſichert, benähmen, und dabei einen andern Ausſpruch des Heilands bedächten, daß nämlich ein Prophet — auch ein ſolcher, der ſich ſelbſt Glück und Reichthum prophezeiet, nirgends weniger gelte, als in ſeinem eignen Lande.

Die empfohlene Klugheit wird ein junger Mann gleich bei ſeinem erſten Auftreten auf dem großen Welttheater dadurch beweiſen, daß er bei der Wahl ſeiner Rolle diejenigen Fächer vermeidet, welche ſchon zu ſtark beſetzt ſind, indem er bedenkt, daß nicht in der Rolle ſelbſt, ſondern in der guten Ausführung derſelben das Verdienſt und die Ehre zu ſuchen und bei einem verſtändigen Publikum auch ſicher zu finden ſind. Bleibt ihm auf dieſe Art auch nur eine untergeordnete, aber ſeinen Talenten zuſagende Rolle übrig, ſo erndtet er durch die gute Darſtellung derſelben oft mehr Beifall, als der Ehrgeizige, welcher Königs- und Heldenrollen ex officio, d. h. mittelmäßig darſtellt. — Freilich bei Hoftheatern ſind die Logen gewöhnlich mit Schmeichlern beſetzt, die unbändig klatſchen, wenn ein Großer auftritt, mag der allgemeine Jammer über ſeine Unfähigkeit auch noch ſo groß ſein. Wenn indeß auf dieſe Art auch die Kritik nicht laut werden darf, ſo bleibt ſie doch

nicht aus; jeder Verſtändige übt ſie im Stillen. Die Geſchichte aber, dieſe lange Theaterkritik der Darſtellungen auf der Weltbühne, nimmt kein Blatt vor den Mund — noch weniger eine Blume der Schmeichelei, — ſondern theilt Beifall und Tadel aus ohne Rückſicht der Perſon. Es iſt daher wirklich zu bewundern, wenn, wie es in der Regel geſchieht, die agirenden Helden gar keine Rückſicht auf dieſe nicht ausbleibende ſtrenge Beurtheilung der künftigen Geſchichte nehmen.

Aber, wird man fragen, wenn nun der Virtuos in der Kunſt zu leben, die Rolle eines Alexanders ſchon beſetzt findet und dafür die eines Diogenes wählt, wo bleibt in dieſem Falle der Reichthum? — Wie geſagt, meine Freunde, der Reichthum iſt etwas ſehr Relatives; Diogenes fühlte ſich in ſeiner Sphäre reicher, als Alexander in der ſeinigen, und wer ſich nicht zu beſchränken verſteht, wird niemals in ſeinen eignen Augen reich ſein.

Will aber bei aller Beſchränkung und allem Fleiße, der Reichthum ſich nicht einſtellen, vermag ein tüchtiger Mann ſich mit der größten Anſtrengung nicht geltend zu machen, nun ſo bedenke er, daß ihm der liebe Gott nicht blos Hände zum Arbeiten, ſondern auch Füße zum Laufen gegeben hat. Warum ſollte der Menſch, der ſeine Kraft fühlt, blos dem Haushunde gleichen und auf der Stelle, wo er geboren iſt, ſich bei kargen Knochenmahlzeiten treten, zwicken und ſchlagen laſſen,

ohne ſich zu rühren, und nicht vielmehr dem Zugvogel, der heitere Regionen ſucht, ſo bald es in ſeiner bisherigen Heimath zu ſtürmen anfängt? Die Erde iſt ja groß und wer ein wenig zu ſuchen verſteht, wird bald die, ſeinen Talenten zuſagende Stelle finden. Wenn die unbegünſtigten Menſchenklaſſen der Nothwendigkeit, wie Eſel oder Schafe ihren Treibern zu folgen nicht mehr einſehen, ſondern ſich anſchicken auszureißen, wenn man ihnen mit Stock und Scheere zu nahe kommt, wird man ſie auch nicht mehr wie Schafe und Eſel behandeln. Wer alſo Kopf und Hände zu rühren verſteht und im Nothfall auch nicht vergißt, die Füße zu rühren, um dahin zu gehen, wo man ſeines Fleißes bedarf, wird nicht leicht wegen ſeiner Subſiſtenz in Verlegenheit kommen, er wird vielmehr bei einer weiſen Beſchränkung ſeiner Bedürfniſſe mehr erwerben, als er braucht; folglich unſer angegebenes Mittel, reich zu werden, bewährt finden, — vorausgeſetzt, daß er für ſich und nicht für Andere reich ſein, d. h. bei ſeinem Beſitz glücklich ſein und nicht blos ſcheinen will. Dies führt mich zu der Erörterung der Frage, in welcher Verbindung der Reichthum mit der menſchlichen Glückſeligkeit wohl ſtehen, und wiefern derſelbe zur Bewirkung derſelben nothwendig und unentbehrlich ſein möge.

# Dritte Abtheilung.

## Von dem Verhältniſſe des Reichthums zur menſchlichen Glückſeligkeit.

Alles, wonach der Menſch ſtrebt, muß ihm unter der Vorſtellung von etwas Gutem oder Nützlichem erſcheinen; es muß wenigſtens nach ſeiner Meinung mit ſeinem Wohl in einem nähern oder entfernten Verhältniſſe ſtehen. Was den menſchlichen Willen in Bewegung ſetzen ſoll, muß wenigſtens den Schein eines Gutes, wenn auch nur in Beziehung auf vorübergehende Reizungen der Sinnlichkeit, haben. Demnach wird auch der Reichthum nur in ſo fern gewünſcht und erſtrebt, als man ihn für ein koſtbares Gut hält; aber er wird ſo allgemein dafür gehalten, daß faſt in allen Sprachen Güter und Reichthümer für gleichbedeutende Ausdrücke ohne Widerrede gelten, ſo daß man faſt glauben möchte, der geſammten Menſch-

heit ſei gar kein anderes Gut bekannt, als der Reichthum. Die engliſche Sprache, als Ausdruck der Nationalgeſinnung, ſchätzt ſogar den Werth eines Mannes blos nach dem Maßſtabe ſeines Beſitzes, ſo daß einer gerade ſo viel Tauſend Pf. St. werth iſt, als er beſitzt, und einem, der wenig oder nichts hat, auch kein Werth zugeſtanden wird, wie groß auch ſeine geiſtigen Vorzüge ſein mögen. Blos die Galanterie und Flitterwaare des weiblichen Geſchlechts ſcheint man nach einem andern Maßſtabe zu ſchätzen, wofern die Liebhaber derſelben nicht auf eine Heirath ausgehen. — Wer dieſen Glauben nicht theilt, ſich auf der Rennbahn des Lebens nicht aus dem Athem läuft, um den goldnen Preis des Reichthums zu erringen, gilt in den Augen der großen Menge für einen Thoren und Blödſinnigen. Dergleichen Sonderlinge gibt es aber wenige und müſſen als Ausnahmen von der Regel gelten, nach welcher das Verlangen nach Reichthum als allgemeiner, den Menſchen eigenthümlicher Trieb bezeichnet werden kann. Daraus folgt aber nothwendig, daß auch die Meinung allgemein ſei, welche in demſelben ein großes Gut, oder die Grundlage unſerer Glückſeligkeit erblickt. Ob nun dieſe Meinung in der Wahrheit oder nur in einem Vorurtheile begründet iſt, wollen wir etwas genauer unterſuchen.

Daß der Reichthum ein großes Beförderungsmittel des menſchlichen Wohls ſein kann, wenn er zweckmäßig gebraucht wird, wollen wir nicht

läugnen; aber eben ſo wenig wird man uns abſtreiten, daß derſelbe unnütz und durch verkehrte Anwendung ſelbſt ein großes Uebel, eine Veranlaſſung zur Trägheit und zum Nichtgebrauch unſerer Kräfte werden kann. Wenn ein alter Grieche meint, daß der Reichthum häufiger ein Diener der Bosheit, als der des Edelmuths und Freiſinns ſei *), ſo kann ihm leider die Erfahrung unſerer Tage nicht Lügen ſtrafen. Der Reichthum bildet zwar eine ſchöne glänzende Einfaſſung unſers Lebensgemäldes; aber nur leben um reich zu werden, alle edeln Charakterzüge dem Eigennutze und der Begierde nach Geld aufopfern, iſt eine Thorheit, des Tollhauſes würdig. Wer wird die leere Form, blos weil ſie glänzt, dem weſentlichen Inhalte vorziehen; wer wird ein koſtbares Gemälde zerſchneiden, blos um den goldnen Rahmen deſſelben zu haben? Ich widerſpreche der Erfahrung nicht, daß der Reichthum viele ſtarken Genüſſe gewähre, aber ſtarke Genüſſe ſind, wie ſtarke Gerüche, nicht immer die zuträglichſten; ſie betäuben gewöhnlich und bewirken Kopf- oder Magenweh.

Alſo nicht durch den Beſitz, ſondern allein durch den Gebrauch kann der Reichthum einen

*) Πλουτος δε κακιας μαλλος ἡ καλοκαγαδιας ὑπηρχης εστιν εξουσιαν τη ραθυμια παρασκευαζων, επι δε τας ἡδονας τους νεους παρακαλων.

Isocrates.

weſentlichen Beitrag zu unſerm Wohlſein liefern. Die feinſinnigen Griechen bemerkten dieſen Unterſchied durch die beiden Worte χρηματα und κτηματα, welche beide Geld und Gut bedeuten, jenes aber den Begriff des Gebrauchs in ſich ſchließt, während dieſes den bloßen Beſitz andeutet. — Der Reichthum kann freilich betrachtet werden als der goldne Schlüſſel zum Garten der Freude, aber man muß den Schlüſſel zu behandeln verſtehen; man muß, wie in jenem arabiſchen Mährchen, ein geheimnißvolles Wort, das die Weisheit lehrt, ausſprechen, wenn er öffnen ſoll, und iſt man in den Garten eingedrungen, muß man endlich die Fähigkeit haben, die ſich darbietenden Genüſſe mit Auswahl und Mäßigung in ſich aufzunehmen. Das Glück drückt ſeinen Günſtlingen den Reichthum als Marktpfennig in die Hand und ſchickt ſie, wie ein guter Vater ſein Kind, auf den Markt des Lebens, um ſich zu kaufen, was das Herz verlangt und begehrt; aber die Thoren kaufen ſich gewöhnlich nur elenden Tand, oder Leckereien, die Magenſchmerzen, auch wohl Gewiſſensſtiche verurſachen. So gleicht der Reichthum einem an ſich nützlichen Werkzeuge, daß dem ungeſchickten Beſitzer entweder gar nichts nützt, oder bei verkehrtem Gebrauche wohl gar ihn verwundet.

Der Zweck, weswegen der Menſch nach Reichthum ſtrebt, iſt demnach als verfehlt zu betrachten, wenn ſeine Glückſeligkeit dadurch nicht be-

fördert und erweitert, ſondern vielmehr gehemmt und beſchränkt wird, und es läßt ſich annehmen, daß die Beſitzer deſſelben nicht ſo emſig danach geſtrebt haben würden, wenn ſie dieſen ungünſtigen Erfolg vorher gewußt hätten. Wenn wir aber unter den ſogenannten Reichen herumfragen wollten, um diejenigen, welche durch ihren Beſitz wirklich glücklich geworden ſind, ausfindig zu machen, ſo würde die Anzahl derſelben nicht ſehr beträchtlich ausfallen. Noch geringer aber iſt die Zahl derjenigen, die bei ihrem Reichthum bis an ihr ſeliges Ende glücklich bleiben und wir finden in dieſer Beziehung den Ausdruck des römiſchen Dichters: Ante obitum nemo supremaque funera felix nur gar zu auffallend beſtätiget. — Wer in einer goldnen Wiege geboren zu werden das Glück hatte, wird nicht immer in einem goldnen Sarge, ſondern wohl gar in einem Raſendrücker *) begraben. — Weit größer iſt dagegen die Zahl der Glücklichen im beſchränkten Mittelſtande, und ſo kann man fragen, welches von beiden den Vorzug verdient, die Strohhütte, in welcher das Lachen der Freude und des Scherzes, oder der goldne Pallaſt, worin das Weinen des Schmerzes oder das Murren der Unzufriedenheit gehört werden.

Wenn dieſe Bemerkungen durch die Erfahrung beſtätiget werden, wovon ſich Jeder, der nicht blind

*) So nennt man in einigen Gegenden die ſchlechten, flachen Särge der Armen.

iſt, überzeugen kann, ſo ſei mir die Frage an meine lieben Leſer erlaubt, ob ſie den Reichthum an ſich, oder nur als Mittel zur Vermehrung ihrer Glückſeligkeit wollen und begehren. Da ſie Verſtand haben, ſo iſt nicht zu zweifeln, daß ſie die zweite der aufgeſtellten Alternativen wählen, obgleich die meiſten von ihnen wahrſcheinlich bei ſich denken: „gebt uns nur den Reichthum, mit der Glückſeligkeit wird es ſich dann von ſelbſt finden". Ich meine aber, es wird ſich nicht finden; wenn die Wurzel der Lebensfreude nicht im Herzen liegt, kann auch unter den glänzenden Strahlen des Reichthums keine erfreuliche Blüthe derſelben zum Vorſchein kommen; und wer die Kunſt nicht verſteht, ein frohes Liedlein zu pfeifen, wenn er mit leerem Ranzen geht, wird es auch ſchwerlich lernen, wenn er unter einer vollen und ſchweren Ladung keucht. Ohne mich indeß über dieſe Anſicht in weitere Erörterungen einzulaſſen, halte ich mich vor der Hand blos an das Zugegebene, daß der Reichthum blos als vermeintliches Beförderungsmittel der menſchlichen Glückſeligkeit ſo allgemein begehrt und geſucht wird. Wenn nun bewieſen werden könnte, daß dieſes Mittel nicht das einzige, daß es nicht unfehlbar iſt, und häufig nicht Glück, ſondern das Gegentheil, Unzufriedenheit und Sorgen bewirkt, was wird man dann ſagen? Dieſen Beweis aber liefert die Erfahrung, und Jeder, der nicht den ſchwarzen Staar an dem geiſtigen oder leiblichen Auge hat, muß zugeſtehen,

daß ihm eine Menge Ausnahmen von der Regel: „der Reichthum macht glücklich," vorkommen ſind, ſo daß es eine Frage iſt, ob die Regel ſo viele Beiſpiele für ſich anführen kann. — Warum alſo ſtrebt man mit ſo vieler Haſt nach dieſem unſichern Mittel, ohne zu fragen, ob der Zweck nicht vielleicht auf eine andere, weit einfachere Art erreicht werden könne?

Der Reichthum verſpricht unter andern, alle unſere Bedürfniſſe zu befriedigen. — Geſetzt, er hielte ſein Verſprechen — was er aber nicht thut, denn die Bedürfniſſe wachſen mit dem Vermögen — würden wir dadurch glücklicher ſein? Die Natur hat gewollt, daß unſere Bedürfniſſe die unverſiegbaren Quellen unſerer Freuden würden; wer alſo in dem Reichthum die Beſeitigung aller Bedürfniſſe ſucht, will den Tod ſeiner reizendſten Freuden, wie wir denn auch häufig reichen Wüſtlingen begegnen, die allen Lebensfreuden völlig abgeſtorben ſind. Ach, die Menſchen laſſen es ſich oft entſetzlich ſauer werden, ihr Unglück zu ſuchen, und mancher läßt es ſich weit mehr Mühe koſten, den, ſein geiſtiges Auge blendenden Glanz des Reichthums zu erſtreben, als es ihm gekoſtet haben würde, ihn zu entbehren.

Wer dieſe Erfahrungen gehörig beherziget, wird, ſollt' ich denken, es meinen Vorſchriften nicht zum Tadel, ſondern vielmehr zum Lobe anrechnen, daß ſie nicht auf die Erwerbung des Reichthums im Allgemeinen, ſondern auf eine ſolche

Art des Erwerbs ſich beziehen, wodurch das menſchliche Wohlſein am ſicherſten begründet wird; denn ohne zweckmäßige Thätigkeit, ohne Genügſamkeit, Mäßigung, Sparſamkeit und weiſe Beſchränkung unſerer Bedürfniſſe iſt keine Glückſeligkeit, kein dieſelbe befördernder Gebrauch des Reichthums möglich. Wer am wenigſten bedarf, bemerkt der weiſe Sokrates, kommt der Gottheit, die gar nichts bedarf, am nächſten, und dieſe Nähe iſt Seligkeit.

Ohne einen weiſen Gebrauch iſt der Reichthum, wie zu ſtarkes Reiſegepäck, unſerm glücklichen Fortkommen in der Welt mehr hinderlich als förderlich; daß es aber weit ſchwieriger ſei, den Reichthum gut anzuwenden, als ihn zu erwerben, lehrt die tägliche Erfahrung, die uns zwar viele reiche Leute zeigt, aber nur ſehr wenige, die recht wiſſen, was ſie mit ihrem Vermögen anfangen ſollen. Wenn man mich aber fragt, was ich unter einer weiſen Anwendung des goldenen Beſitzthums verſtehe, ſo antworte ich: einen ſolchen Gebrauch, wodurch der Beſitzer ſich ſelbſt und wo möglich auch Andere erfreuet und glücklich macht. Ein Reicher, der dies thut, iſt in der That ein achtungswerther Mann, und wer wollte läugnen, daß es dergleichen gäbe? Aber bei genauer Unterſuchung werden wir finden, daß ehrenwerthe Perſonen ſich nicht ſo oft unter den beneideten Günſtlingen des Glücks, als vielmehr unter denen finden, die ihr Vermögen nach unſerer Vorſchrift

durch den Gebrauch ihrer Kräfte und die Beſchränkung ihrer Bedürfniſſe erworben haben; denn dieſe Methode ſchließt faſt von ſelbſt den guten Gebrauch des Reichthums in ſich. — Ein Menſch, der ſeine Anlagen harmoniſch ausgebildet und ſeine Begierden zu bezähmen gelernt hat, beſitzt gewiß ſo viel Verſtand und Beurtheilungskraft, als erfordert wird, um ſein erworbenes Vermögen zu erhalten und zweckmäßig zu gebrauchen, und wird wenigſtens eben ſo glücklich ſein, als ein anderer Reicher, der weit mehr beſitzt.

Um uns davon zu überzeugen, vergleichen wir einen Reichen in dem gewöhnlichen Sinne, der nicht weiß, wie er zu ſeinem Ueberfluß gekommen und was er damit anfangen ſoll, mit einem Reichen nach unſerer Erklärung, der durch den Gebrauch ſeiner Kräfte und Geſchicklichkeit ſo viel und noch mehr erworben hat, als er nach ſeinen beſchränkten Bedürfniſſen braucht. Auf den erſten Anblick freilich ſcheint der erſtere weit glücklicher, als der letztgenannte; denn wie Vieles kann jener thun und genießen, was dieſer wohl muß bleiben laſſen. Er kann ſich ſchöne Häuſer, Gärten, Wieſen, ja ſelbſt große Landgüter mit weitläuftigen Jagdrevieren kaufen; Manufacturen und Fabriken anlegen und tauſend Hände nützlich beſchäftigen. Bequemlichkeiten, Koſtbarkeiten, Kunſtwerke aller Art bieten ſich ihm dar, um ſeine Sinnlichkeit, ſeine Phantaſie, ſeinen Geſchmack zu befriedigen. Eine auserleſene Bibliothek wird ihm nicht feh-

len, wenn er die Literatur liebt und wenn er ein Freund von Reiſen iſt, ſo koſtet es ihm blos einen Wink, um ſeinen Reiſewagen mit allen Requiſiten dazu bepackt zu ſehen. Kurz eine ſchwere Geldrolle in der Hand iſt ein wahrer Zauberſtab, mit welchem der Eigenthümer faſt Wunder wirken kann, vorausgeſetzt, daß noch einige Tauſend ähnliche goldne Zauberſtäbe zur Ergänzung in dem Kaſten liegen.

Viele dieſer Vorzüge muß freilich der Reiche aus unſerer Schule entbehren, denn derſelbe kann in ſeinen Mitteln ſehr beſchränkt ſein. Aber wenn er nur, wie vorausgeſetzt wurde, in ſeinen Wünſchen und Begierden ſich noch mehr beſchränkt, ſo wird er ſich deswegen nicht weniger glücklich fühlen und vielleicht ſelbſt manches Vergnügen genießen, das jener nicht kennt, weil es ſich nicht mit der geräuſchvollen Pracht des Reichthums verträgt. Die beſten Blumen der Freude blühen nicht am Strome des Ueberfluſſes, ſondern am ſanften Bache der Zufriedenheit. Es iſt nämlich eine bekannte Erfahrung, daß jeder Genuß durch die Entbehrung erhöht wird, daß das Vergnügen ſeinen höchſten Reiz erhält, wenn durch eine vorhergehende ſchmerzhafte Empfindung die Empfänglichkeit dafür vorbereitet wird. Der ſchönſte Freudenkranz iſt der Siegeskranz, der nach langem Ringen eine vom Schweiße durchnäßte Stirn ſchmückt. — Wenn meine Phantaſie es mir ausmalt, wie einem Menſchen im Schlaraffenlande,

wo ihm, der alten Sage nach, alle Wünſche ſogleich realiſirt und wohl appretirt in den Schooß fliegen, zu Muthe ſein müſſe, ſo kann ich mir für den Anfang, ſo lange der Reiz der Neuheit wirkt, nichts Angenehmeres und Bezaubernderes, für die Länge der Zeit aber, wenn die Sache einmal zur Gewohnheit geworden iſt, auch nichts Langweiligeres denken. Es iſt dieſe Vorſtellung das andere Extrem der Fabel vom Tantalus, und Extreme, wiſſen wir, berühren ſich und geben ähnliche Erfolge. Zu viel Licht blendet das Auge eben ſo vollſtändig, als Mangel deſſelben oder Finſterniß. — Der Reiche ſitzt wirklich in einer Art von Schlaraffenlande und muß ſich bis zum Ekel vollſtopfen laſſen von Genüſſen aller Art; die gebratenen Tauben des Vergnügens, die ihn umflattern und um die Wette verſpeiſt ſein wollen, werden ihm endlich unausſtehlicher, als Nachteulen und Fledermäuſe. Wer kann Jahre lang an einem gedeckten Tiſche ſitzen, ohne die köſtlichſten Speiſen abſcheulich zu finden. Es geht manchem Reichen mit dem läſtigen Genuſſe, wie dem Polykrates mit ſeinem Ringe; er kann ihn bei dem beſten Willen nicht los werden. Die lange Gewohnheit hat allen Reiz abgeſtumpft, und er muß wie ein Trunkſüchtiger, um nur etwas zu empfinden, ſtärkere Portionen zu ſich nehmen. Seine Freuden, die ſich in der Entfernung ganz ſtattlich ausnehmen, haben, in der Nähe beſehen, das Embompoint eines Waſſerſüchtigen, ſie ſterben

an der eignen Fülle. Werden die Blumen der Freude auf Laſtwagen herbeigeführt, ſo dienen ſie nicht mehr zu feſtlichen Kränzen, ſondern zum Viehfutter, nämlich zur Speiſe für die thieriſchen Leidenſchaften. Zu ſtarke Gerüche betäuben und verwandeln ſich in Geſtank. Zu glänzendes Glück wird läſtig, wie die glänzende Sonne in den Hundstagen. Daher finden wir in den Palläſten der Reichen ſo viele Langeweile, Muthloſigkeit und üble Laune. Die verzogenen Glückskinder ſind, wie überhaupt alle verzogenen Kinder, voller Eigenſinn und Trotz; ſie haben ſchon Alles genoſſen und finden nichts weiter zu erſtreben; auf dem Boden des ausgeleerten Freudenbechers ſitzt der Ueberdruß. Wie gegen ſtarke Salben, die man auf dem Leibe trägt, wird man unempfindlich gegen das Gute, das man täglich genießt.

Geſetzt aber auch, der Reiche fühlte ſich glücklich bei weiſer Mäßigkeit in ſeinen Genüſſen, ſo kann doch der weniger Bemittelte mindeſtens eben ſo glücklich ſein. Wenn dieſem nicht ſo viele Stunden der Freude beſchieden ſind, als jenem, ſo findet er die ſeltenen, deren er ſich erfreuet, deſto reizender. Jedes Familienfeſt genießt er doppelt und dreifach, nicht blos in der Wirklichkeit, ſondern auch in der Erwartung und Erinnerung, während der Reiche, dem ſolche Luſtbarkeiten nicht ſelten ſind, dabei gleichgültig bleibt. Das kleine Gärtchen, das der Zufriedene bepflanzt und pflegt, hat in ſeinen Augen mehr Werth, als die weit-

käuftigen Parkanlagen für den abgeſtumpften Beſitzer haben können. Nimmt dieſer ſeine Langeweile und böſe Laune auf jeder Spazierfahrt, auf jeder koſtſpieligen Reiſe mit ſich, ſo glänzt das Antlitz des glücklichen Familienvaters aus dem Mittelſtande von inniger Wonne bei einer ſeltenen Reiſe oder Landpartie und die Geſichter ſeiner großen und kleinen Begleiter ſind der Spiegel ſeiner Freude.

Aber, wird man ſagen, das göttliche Vergnügen des Wohlthuns kann doch der glückliche Menſch, welcher ſteinreich iſt und kein Herz von Stein hat, in weit höherm Grade genießen, als ein anderer, deſſen Herz reicher an Liebe iſt, als ſein Beutel an Gelde. Allerdings, man muß es geſtehen, die Summe des Guten, das ein reicher und menſchenfreundlicher Mann zu bewirken im Stande iſt, kann ſehr groß ſein; aber wie bedeutend auch ſein Vermögen, wie gut auch ſein Wille iſt, ſo wird doch Alles, was er thut, nur eine kleine Oaſe bilden in der unermeßlichen Wüſte des menſchlichen Elendes; er muß alſo, gerade wie der weniger Bemittelte, doch zuletzt ſeine Wohlthätigkeit beſchränken und Tauſende, die ſeine Hülfe in Anſpruch nehmen, unerhört zurückweiſen. Durchmißt die Wohlthätigkeit des weniger Vermögenden auch einen engern Kreis, ſo iſt das ſich darin bewegende Wohlwollen, wegen gemachter eigner Erfahrung von den Verlegenheiten des Mangels, gewöhnlich inniger und theilnehmender; ſie hat ei-

nen höhern Werth, weil ſie mehr Opfer der Entſagung in Anſpruch nimmt, weswegen ſchon Jeſus das Scherflein der Witwe werthvoller fand, als die groſsen Gaben der Reichen.

Wir ſehen hieraus, daſs die Genüſſe, welche der Reichthum verſchafft, wiefern durch ſie die menſchliche Glückſeligkeit wirklich vermehrt wird, auch ohne denſelben zu erlangen ſind, und daſs alſo der Reichthum keinesweges als nothwendige Bedingung unſeres Wohls betrachtet werden kann. Wenn es wahr iſt, was aus der Beſchaffenheit der menſchlichen Natur unumſtöſslich bewieſen werden kann, daſs ohne zweckmäſsige Thätigkeit, keine Glückſeligkeit möglich iſt, ſo kann man in Wahrheit behaupten, daſs nicht ſowohl der Beſitz, als vielmehr der Erwerb und Gebrauch des Reichthums uns der Glückſeligkeit empfänglich machen, weil nicht durch das erſte, wohl aber durch das zweite unſer Thätigkeitstrieb zur Aeuſserung ſeiner Kräfte in Anſpruch genommen wird. Der Menſch findet überhaupt nicht in dem, was er ſchon beſitzt, erhalten und zu Stande gebracht hat, ſondern in dem, was er hofft und noch zu bewirken ſich vorſetzt, ſein gröſstes Vergnügen. Will alſo der Reiche dem Ueberdruſſe, welcher aus einem fortgeſetzten Genuſſe entſpringt, ausweichen, und iſt er weiſe genug, das rechte Mittel zu dieſem Zwecke anzuwenden, ſo muſs er ſich freiwillig Geſchäfte machen und ſeine Wünſche und Begierden beſchränken und von jedem Uebermaſse zurückzie-

hen. Thut er aber dies, ſo hat er nichts voraus vor Einem, der noch nicht reich iſt, ſondern es erſt werden will. Vielmehr iſt dieſer beſſer daran als jener, inwiefern er einen der Mühe werthen Zweck vor Augen hat und ihm die Entſagung wegen Mangel an Verſuchung leicht wird. Es gehört unſtreitig eine groſse Selbſtüberwindung dazu, an einem mit köſtlichen Speiſen beſetzten Tiſche lüſtern zu ſitzen und doch mit Auswahl und Mäßigkeit zu eſſen; bei einem frugalen Mahle findet ſich die Mäßigkeit von ſelbſt.

Da alſo nicht allein derjenige, der erſt reich zu werden hofft, ſondern auch der, ſo es ſchon iſt, ſich der Thätigkeit und des Fleißes, ſo wie auch der Mäßigkeit und der Entſagung befleißigen muß, wenn er zur Glückſeligkeit gelangen will, ſo ſehe ich nicht ein, wie der Reichthum dazu gekommen iſt, für den unzertrennlichen Begleiter oder doch Quartiermacher der ſchönen Glückſeligkeit zu gelten. Nur der nach unſerer Methode erworbene Reichthum kann auf dieſe Ehre Anſpruch machen und ſie behaupten. Die Kunſtregeln, die ich gegeben habe, führen nicht allein zum Reichwerden — wie es ſich ein verſtändiger Menſch nur wünſchen kann, ſondern auch zum Glücklichwerden, wenn nur die Befolgung derſelben mit Ausdauer und Muth verbunden iſt. Das Glück begünſtiget aber den Muthigen, der ein groſses Werk keck angreift. Alles weicht dem ſtarken, entſchloſſenen Willen, der von einem hohen Zwecke begeiſtert

iſt. Die Schwierigkeit iſt eine Art von Bezauberung, — ſie verſchwindet vor dem Unerſchrockenen, welcher den Talisman des göttlichen Muthes im Herzen trägt; eh' er ſichs verſieht, ſteht er am Ziele und der Preis ſeiner Anſtrengung wird ihm zu Theil. Und wenn er auch, bevor er dahin gelangt, zuweilen einen Umweg machen muß; Zeit und Mühe ſind nicht verloren; denn man findet nicht ſelten auf dieſem Nebenpfade etwas, das mehr werth iſt, als das auf dem geraden Wege Geſuchte. — Wie? meine lieben Freunde, wenn wir z. B. bei unſerm Suchen nach zeitlichen Gütern gewiſſe geiſtige Juwelen und Kleinodien fänden, würden wir über dieſen Fund ungehalten ſein oder denſelben als einen Mißgriff bedauern? Ich ſollte nicht denken! und damit ihr wißt, was wir eigentlich unter dem geiſtigen Reichthum zu verſtehen haben, ſei es mir erlaubt, dieſen Gegenſtand in einem beſondern Abſchnitte kürzlich zu erörtern. Es wird ſich, hoffe ich, daraus ergeben, daß dieſe Waare, obgleich ſie nicht ins Gewicht fällt, doch keineswegs zu verachten iſt, und daß der irdiſche Reichthum erſt dann ſeinen vollen Werth erhält und unſere Glückſeligkeit weſentlich vermehrt, wenn er mit dieſem geiſtigen gepaart iſt.

# Vierte Abtheilung.

## Von dem Reichthume an Seelengütern.

### 1) Begriff dieſes Reichthums.

Es iſt eine auffallende Erfahrung, die uns im Thun und Treiben der Menſchen faſt überall entgegen tritt, daß ſie weit mehr bemüht ſind, etwas zu haben und zu beſitzen, als etwas zu ſein; daß ſie mehr auf die Erhöhung des Werthes ihrer äußern Güter, als auf die Potenzirung des Werthes ihrer Perſon ſehen, welche Inconſequenz um ſo ſonderbarer erſcheint, da man doch andere Dinge, die Thiere namentlich, nicht nach demſelben Maßſtabe beurtheilt, und z. B. einen Eſel, der Goldſäcke trägt, nicht höher achtet, als einen andern, der mit leerem Stroh beladen iſt. So ſteht überhaupt die Achtung, welche die Menſchen von den Gütern des Lebens hegen, nach einer unbegreiflichen Querköpfigkeit im umgekehrten Verhältniſſe

ihres Werthes, und das Beſte — der ganze Schatz der moraliſchen Güter, kommt als ein unbedeutender Appendix faſt gar nicht in Anſchlag. Das Gold im Kaſten wird über Alles geſchätzt, als Maßſtab und Repräſentant jedes werthvollen Beſitzes; dann kommt die äußere Umgebung; Wohnung, Kleidung, Umgangsverhältniſſe; auf dieſe Einfaſſungen des Leibes folgt der Leib ſelbſt, ſo daß Mancher ſich lieber ein Loch in den Kopf, als in die Bedeckung deſſelben ſchlagen ließe, beſonders wenn dieſe zufällig von einer Krone oder einem Fürſtenhute gebildet wird. Es iſt ja bekanntlich ganz in der Ordnung, daß man ſich und vielen Tauſenden für die Integrität einer Krone die Köpfe und aber Tauſenden die Herzen brechen zu laſſen, Beruf fühlen könne. Auf die Güter oder Vorzüge des Leibes folgen zunächſt die Gegenſtände des Geſchmacks, die Leiſtungen der Kunſt, die Spiele der Phantaſie und auf dieſe die Gaben des Verſtandes, Wiſſen, Kenntniſſe, die Productionen des Witzes und Scharfſinns. Die Güter des Herzens und Gemüths aber, die Vorzüge der Vernunft, die mit ihren Ideen das Göttliche zu erfaſſen ſtrebt, gehen, wie Troßbuben bei einem Kriegszuge, in der letzten Reihe, und ſtehen ſo niedrig in der Achtung, daß ſich einer, der Lebensart verſteht und ſich in den Verhältniſſen der großen Welt bewegt, ſchon des Anſtands halber nicht viel um ſie bekümmern darf. Wenn man ja von ſittlichen Vorzügen oder von Gegenſtänden der Reli-

gion ſpricht, ſo ſind die Worte nichts weiter, als Complimente und Höflichkeitsformen, deren man ſich im Umgange mit dem Himmel und mit der himmliſchen Tugend bedienen zu müſſen glaubt, weil man es doch nicht ganz mit ihnen verderben und ein höfliches, aber kaltes Verhältniß beibehalten will.

Dieſe Verkehrtheit der Urtheilskraft, nach welcher man Alles, was nicht zu unſerm eigentlichen Selbſt gehört, höher achtet, als das, was in uns iſt und einen integrirenden Theil unſers Weſens bildet, geht ſo weit, daß man häufig auch die geiſtigen und moraliſchen Güter, um ſie doch der Rede werth zu finden, als etwas betrachtet, das durch irgend eine höhere Macht von Außen herkommen und ohne eigne Mühe und Anſtrengung auf eine geheimnißvolle Weiſe uns zugeeignet werden könne. So iſt es nach den Lehren der alten chriſtlichen Kirche mit der Vergebung der Sünden, der Rechtfertigung und andern geiſtlichen Gütern, zu deren Beſitzergreifung es angeblich nichts weiter bedarf, als ein gläubiges Hinnehmen aus der gnadenreichen Hand Gottes und ſeiner Stellvertreter. — Wie wäre ohne dieſe Anſicht, nach welcher ſich in den Augen des Volks die Seelengüter in etwas Objectives und Uebertragbares verwandeln, der römiſche Biſchof ſonſt auf den Gedanken gerathen, den ganzen Schatz der Verdienſte der Heiligen als ein Erbgut oder Fideicommiß in Beſchlag zu nehmen, um daraus

den Bedürftigen die fehlenden Tugenden und Vollkommenheiten gegen ein Billiges zukommen zu laſſen. Die geiſtliche Waare fand guten Abſatz, denn obgleich ſich der groſse Haufe der Gläubigen nicht viel daraus machte, ſo glaubte man doch, ein Päckchen davon auf die Reiſe nach der Ewigkeit mitnehmen zu müſſen, um damit die Contrebande der Laſter und Sünden bedecken zu können. Wir Proteſtanten ſind zwar von dieſer gar zu ungereimten Anſicht zurückgekommen, indeſs halten viele von uns die chriſtliche Tugend blos für ein Gnadengeſchenk Gottes, das nur dem wahren Glauben verliehen werde. Auch das Gegentheil der Tugend, die Sünde, denkt man ſich nicht, wie eine Selbſtverſchuldung, die nur durch Reue und Beſſerung zu tilgen ſei, ſondern nach der Vorſchrift des heiligen Auguſtin als eine böſe, von den erſten Eltern auf uns gekommene Erbſchaft, als ein läſtiges Servitut, das der Satan auf die Menſchheit, ſein ertrotztes Afterlohn, gelegt und das von dem höchſten Lehnsherrn im Himmel nur durch geheimnisvolle Mittel weggenommen werden könne. — So nimmt man auch die Seligkeit für etwas Gegenſtändliches, der Uebertragung Fähiges an und bedenkt nicht, daſs dieſelbe ein Zuſtand ſei, wozu die unerläſsliche Bedingung in einem reinen Gemüthe liegen müſſe, und dieſes kein Geſchenk, ſondern ein ſelbſt erworbenes Gut ſei. Uebrigens muſs der Menſch auch für ein Geſchenk die nöthige Empfänglichkeit haben, und wenn dieſe abgeht,

gleicht es ſelbſt beim Empfange des koſtbarſten Gutes einem Kinde in der Wiege, dem man, wie an großen Höfen der Gebrauch iſt, ein Generalspatent, oder einen Verdienſtorden umhängt.

Dieſe kleine Digreſſion hat ihren Zweck nicht verloren, wenn der Leſer dadurch auf die Wahrheit aufmerkſam gemacht wird, daß es Thorheit iſt, ſein Glück blos in äußern Dingen zu ſuchen, da die Grundlage deſſelben, oder die Bedingung des menſchlichen Werthes und Wohlſeins, gar nicht von Außen her, ſelbſt nicht vom Himmel kommen und gegeben werden kann, ſondern vom Menſchen ſelbſt mit thätiger Kraft bewirkt werden muß. Nur die begünſtigenden Umſtände und Anläſſe zur Entwickelung dieſer ſelbſtſtändigen Kraft liegen in der Außenwelt und können von der Klugheit geſucht oder auch wohl frommgläubig vom Himmel erwartet werden.

Aber geſetzt auch, unſere Glückſeligkeit hinge blos von äußern Umſtänden ab, ſo müſſen doch die Dinge der Außenwelt von uns aufgenommen und gehörig benutzt werden, wir müſſen eine ſolche Stellung gegen dieſelben annehmen, daß ſie ſich in unſerm Gemüthe in einem günſtigen Lichte abſpiegeln und einen wohlthätigen Einfluß auf unſer Sein und Weſen gewinnen. Wie viel auf die Empfänglichkeit, auf dieſe innere Spiegelung ankomme, ſehen wir an uns ſelbſt, da uns nach der verſchiedenen Stimmung des Gemüths ein und derſelbe Gegenſtand einmal entzückt und ein an-

dermal wieder gleichgültig oder gar läſtig iſt. Welchen ungünſtigen Einfluß ein geſchwächter Körper auf unſere Empfänglichkeit für Gegenſtände des Genuſſes habe, iſt bekannt genug und auch der Gedankenloſe gibt zu, daß ein kranker Reicher, der die köſtlichſten Speiſen und Getränke mit Ekel zurückſchiebt, ſchlimmer daran iſt, als ein hungriger Armer, der ſein hartes Brod durch noch härtere Arbeit gewinnen muß. So viel iſt alſo gewiß jener innere Spiegel des Gemüths, wiefern er ſo geſchliffen und geſtellt iſt, daß er uns die äußern Gegenſtände in dem beſten, für unſer Wohlgefühl zuträglichſten Lichte zeigte, iſt nicht allein ein werthvoller Beſitz, ſondern auch die Bedingung alles Werthes, den wir auf unſern übrigen Beſitz legen. Dazu kommt noch die Geſchicklichkeit, die uns umgebenden Gegenſtände ſo zu ſtellen und zu bearbeiten, daß von ihnen eine ſchöne Spiegelung möglich iſt, und wer wollte läugnen, daß dieſe Geſchicklichkeit ebenfalls ein großes Gut ſei? Ferner zeigt uns der Spiegel des Bewußtſeins nicht blos die äußere große, ſondern auch die innere kleine Welt des Geiſtes und Herzens, und, wenn es in derſelben ſchlecht beſtellt iſt, ſo können wir natürlicher Weiſe kein erfreuliches Bild davon wahrnehmen. Da nun aber das Bild unſers innern Menſchen uns überall begleitet, ſo muß das Bewußtſein eines gebildeten Verſtandes, eines liebevollen Herzens, eines reinen Willens und kräftigen Charakters, überhaupt

das Gefühl unſerer moraliſchen Tüchtigkeit (der Tugend) muß, ſage ich, vorhanden ſein, wenn wir uns unſerer übrigen Vorzüge und Güter erfreuen ſollen. Denn ſo wie ein Haus oder Schloß, in welchem ein Geſpenſt umgeht, verlaſſen und verfallen ſteht, ſo iſt auch ein ſonſt reiches Leben verödet und zerriſſen, in welchem ein böſes Gewiſſen ſpukt und mit den häßlichen Larven der Furcht ſchreckt. Ein Reicher und Vornehmer ohne dieſe Tüchtigkeit kommt mir vor, wie eine ſchlechte Bildſäule auf einem prächtigen Fußgeſtell, wie ein geputztes, ſchön bebändertes Thier bei einem Eſelsfeſte, oder einem Aufzuge der Fleiſchergilde. Durch den hohen Stand oder den äußern Schmuck tritt das Häßliche, Verächtliche und Lächerliche des Charakters erſt recht hervor und ſo erſcheint der Reichthum als eine in goldnen Buchſtaben gedruckte Satyre auf ein elendes Machwerk. Wird ein ſolcher prächtiger Statiſt auf dem Theater des Lebens dennoch ſcheinbar geehrt, ſo weiß man ja aus der Praxis des großen Weltlebens, daß die Achtung in dieſem Falle gezollt wird, nicht der Perſon, ſondern dem goldnen Kalbe, dem ſie dient. Beſonders machen wir die Erfahrung, daß, wenn der Opferdienſt der Hausgötter wohl beſtellt, d. h. der Feuerherd und Tiſch reichlich beſetzt ſind, ſich viele fromme Theilnehmer herbeidrängen, welche dann freilich, um zu den vollen Schüſſeln und Flaſchen zu gelangen, den Hausherrn in die Weihrauchwolken der Schmeichelei

hüllen müſſen. Der nüchterne Verſtändige jedoch weiß zu unterſcheiden zwiſchen einem verdienſtloſen Tölpel, dem als bereitſtehenden Laſtträger das Glück ſeine goldnen Waaren aufgepackt hat, und dem tüchtigen Manne, deſſen Reichthum nur dem goldnen Rahmen um ein ſchönes Gemälde gleicht.

Wenn alſo gewiſſe innere Vollkommenheiten hinzukommen müſſen, um die Gaben des Glücks als Beförderungsmittel eines frohen Lebensgenuſſes recht brauchen zu können, warum ſollten wir dieſe geiſtigen Vorzüge nicht auch als Reichthum betrachten können? Wir haben die Worte liebreich, huldreich, ſinnreich, geiſtreich; ähnliche ließen ſich vielleicht von allen geiſtigen und moraliſchen Vollkommenheiten bilden und der Inbegriff derſelben gäbe ſonach die Idee eines geiſtigen Reichthums. Es wäre folglich zwar gegen den allgemeinen, aber nicht gegen den höhern wiſſenſchaftlichen Sprachgebrauch, wenn man unter dem Worte Reichthum nicht blos die äußern, ſondern auch die noch weit ſchätzbarern innern oder die Seelengüter zu verſtehen und zu begreifen für gut fände. Man könnte dann den allgemeinen Gattungsbegriff des Reichthums in mehrere Arten zerfällen, z. B. in den phyſiſchen, phyſiologiſchen und pſychologiſchen je nachdem man Reichthum an Geld und Gut, oder an Geſundheit und Körperkraft, oder an Seelen- und Gemüthskräften unter dieſen Bezeichnungen verſtände. Demnach wären geldreiche Kranke, Thoren, Blödſinnige, La-

ſterhafte und Verbrecher in einer andern Beziehung auch wieder arme, ſehr arme Leute zu nennen. Die Armuth iſt alſo die Belohnung der Trägheit und Faulheit, nicht blos in dem gewöhnlichen, ſondern auch in einem höhern Sinne, denn die reichen Thoren und Müßiggänger kennen den beſten, nämlich den Seelenreichthum nicht und ſind inſofern arm und bedürftig.

Die intellectuellen und ſittlichen Vollkommenheiten und Kunſtfertigkeiten des Menſchen ſind ſein innigſtes Beſitzthum, ſeine eigentliche unveräußerliche Habe, wovon der weiſe Simonides, als man ihn bei einem Schiffbruch ermahnte, ſeinen kleinen Schatz zu retten, verſichernd ſprach, daß er ſeinen beſten Schatz bei ſich trage. Dieſer Reichthum, wenigſtens das ſittliche Element deſſelben, iſt von ewiger Dauer — weil ſeine Verbindung mit unſerm Sein nicht getrennt werden kann, und der Menſch iſt gerade ſo viel werth, als er von dieſen Gütern beſitzt. Um auf dieſen Werth hinzudeuten, hat man die geiſtigen Güter und Vollkommenheiten auch mit einem Worte bezeichnet, welches urſprünglich ein Quantum oder Gewicht Goldes bedeutete, man nennt ſie nämlich Talente; zwar zunächſt nur in der Anlage, aber auch häufig in der Ausbildung derſelben, wie man denn mit dem Ausdrucke: ein Mann von Talenten einen ſolchen bezeichnet, der nicht blos der Möglichkeit, ſondern auch der Wirklichkeit nach, jene Vorzüge beſitzt.

Es wird nützlich sein, das Verhältniß, in welchem dieser innere Reichthum mit dem äußern steht, etwas genauer ins Auge zu fassen.

### 2) Das Verhältniß der äußern zu den innern, oder Seelengütern.

Damit ein schönes Gemälde entstehe, sind Farben, Pinsel nebst vielen andern Materialien und Werkzeugen nöthig; aber bei weitem nicht dazu hinreichend; es muß die Hand des Meisters dazu kommen, um jene Stoffe zweckmäßig zu gebrauchen und der sinnende Geist, dem das Ideal vorschwebt, muß die geübte Hand beseelen und leiten, damit sie ihre Umrisse dem Vorbilde gemäß entwerfe. So ist es auch mit dem Lebensgemälde des Menschen, zu dessen Gestaltung zwar viele äußern Stoffe gehören, aber vor allen Dingen eine geschickte Hand, ein ordnender Verstand, eine das Vorbild entwerfende und festhaltende Vernunftthätigkeit in Bereitschaft sein müssen, um jene Stoffe zu benutzen und zusammen zu stellen. Die äußern Glücksgüter liefern die Farben zum Gemälde der menschlichen Glückseligkeit, aber sie sind nicht selbst das schon fertige Bild, wie man gewöhnlich glaubt; ein geschickter Künstler muß hinzutreten, um die Zeichnung zu entwerfen und auszuführen; die glänzenden Farben des Reichthums wollen nach einem guten Umrisse mit kluger Wahl, in Verbindung mit dem formgebenden Schatten aufgetragen sein, wenn sie in dem Bilde,

oder Gleichniſſe des menſchlichen Glücks gehörig hervorſpringen und ein ſchönes Ganze bilden ſollen. Die Gedankenloſigkeit der Menſchen geht aber ſo weit, daß ſie zur Vollendung ihres Lebensbildes ausſchließlich nach jenen glänzenden Farben ſtreben, ohne an die zur Bildung einer ſchönen Kunſtgeſtalt erforderliche Geſchicklichkeit auch nur entfernt zu denken. Die Thoren gleichen in dieſer Beziehung den Kindern, welche, im Beſitz eines Farbenkaſtens, ſich einbilden, ſofort malen zu können und nun auf gut Glück die bunten Tinten recht grell zuſammen kleren. Daher fehlt den Lebensbildern der Menſchen gewöhnlich die Hauptſache, nämlich die Zeichnung, — die ſchöne Harmonie der einzelnen Partien und die künſtliche Schattirung der Farben; denn ſie ſcheuen ſich, ihre Pinſel in die dunkeln ſchwarzen Farben des Schmerzes, der Entſagung und der Beſchränkung einzutauchen.

Eine Zeichnung kann im Nothfall, unbeſchadet ihrer Kunſtſchönheit, auch ohne Farben beſtehen, dieſe aber nicht ohne jene, wenn ein anſprechendes Bild daraus hervorgehen ſoll, eben ſo gibt es auch ſchöne, aber farbenloſe Lebensbilder, die blos mit den ſchwarzen Tinten der Schmerzen und Leiden aufgetragen ſind und ihre Färbung vergeblich von einem günſtigen Geſchick erwarten. Es hat auch einzelne Sonderlinge gegeben, welche alle glänzenden Farbenſtoffe von ihrem Lebensbilde abſichtlich ausſchloſſen. So rühmte ſich z. B. der Cyniker

Diogenes, daß er alle Verwünſchungen der griechiſchen Tragödie, nämlich ohne Haus und Herd, und ſelbſt ohne Vaterland zu ſein, freiwillig, aus Liebe zur Weisheit über ſich ergehen laſſe, und die chriſtl. Einſiedler und Mönche thaten daſſelbe aus Liebe zu einer mißverſtandenen Frömmigkeit.

Gleichwie nun derjenige, welcher ſich zum Maler bilden will, damit anfangen muß, ſeine Hand im Zeichnen zu üben, ſein Gefühl durch die Anſchauung ſchöner Formen zu veredeln und ſeiner Phantaſie die Kraft und Beweglichkeit zu geben, welche erforderlich iſt zur Hervorbringung idealiſcher Geſtalten, ſo ſollte auch der Menſch, der nach Zufriedenheit und Glückſeligkeit ſtrebt, zuvörderſt darauf bedacht ſein, ſich die zur Bildung ſchöner Lebensformen nothwendige Geſchicklichkeit zu verſchaffen, damit er die Data ſeines Schickſals, die Ergebniſſe ſeines Lebens zu einem wohlthätigen harmoniſchen Ganzen zu verbinden vermöge; und dieſe Geſchicklichkeit mit allen Gaben und Fähigkeiten, die dabei vorausgeſetzt werden, iſt es nun, welche man, als wohlerworbenes Eigenthum des Menſchen, zu den Hauptpertinenzſtücken des innern oder geiſtigen Reichthums rechnen kann. Die Gaben des Geiſtes machen den innern Menſchen reich; die Gaben des Glücks nur den äußern; jene bilden einen ſichern, dauernden, dieſe einen unſichern, ſchwankenden Beſitz. — Der Menſch kann in Lagen kommen, wo ihm der äußere, zu ſeinem Wohlbefinden nöthige Stoff fehlt; ſo

unangenehm dieſer Mangel ſeiner Sinnlichkeit ſein muß, wird er ſich doch nicht ganz unglücklich fühlen, wenn er ſich des geiſtigen Reichthums erfreut; denn die bildende Kraft ſeiner Phantaſie iſt im Stande, ihm das zu ſeinem Wohlſein Mangelnde wenigſtens theilweiſe zu erſetzen. Wenn das feindliche Geſchick ihm die glänzenden Farben zu ſeinem Lebensbilde verſagt, ſo begnügt ſich der ächte Lebenskünſtler vor der Hand an den Umriſſen, an der ſchönen Zeichnung und erwartet von der Zeit, oder von der reichen Ewigkeit die nöthigen Materialien zur vollſtändigen Ausführung deſſelben. Denn in dieſem innern Reichthum liegt die Bedingung (conditio sine qua non) nicht allein der irdiſchen, ſondern auch der himmliſchen Glückſeligkeit, welche letztere ebenfalls nicht gegeben werden kann, wenn die bedingende Empfänglichkeit dazu fehlt. Der Sünder und Verbrecher iſt keiner Seligkeit fähig, weder in dieſem noch in jenem Leben; und ſelbſt die Allmacht Gottes kann ihm dieſe mangelnde Fähigkeit nicht verleihen, in wiefern ſie nicht machen kann, daß etwas zugleich ſei und auch nicht ſei. Das Bewußtſein des eignen Werthes, der eignen Kraft und Freiheit gehört durchaus zum Gefühl unſerer Seligkeit, und man kann dem lieben Gott nicht zumuthen, durch ein Wunder dieſes Bewußtſein zu ſchaffen, wo es nicht iſt; denn das hieße ja eine Lüge ſchaffen. Die Seligkeit — auch die unvollkommene, deren der Menſch hienieden fähig iſt, iſt eine Form des

innern Lebens, die nicht von Außen in den Menſchen hinein kommen kann, ſondern aus deſſen Selbſtthätigkeit hervorgehen muß. Freilich braucht der ſinnliche Menſch auch ſinnlichen Stoff zu ſeinem Wohlbefinden, aber derſelbe muß zweckmäßig geordnet und geſtaltet werden, wenn er uns erfreuen ſoll, und die Geſchicklichkeit dazu kann nicht ebenfalls von Außen kommen. Was helfen alle Materialien zu einem Hausbau, wenn der Baumeiſter fehlt, oder unfähig und ungeſchickt iſt; aber den Baumeiſter zu dem Gebäude ſeines Glücks muß der Menſch ſelbſt machen, er muß ſich alſo die Geſchicklichkeit dazu durch fortgeſetzte Uebung erwerben.

Wie dieſe geſchehe, oder auf welche Weiſe der geiſtige und moraliſche Reichthum gewonnen werden könne, wollen wir noch kürzlich erörtern.

### 3) Begriff von einer Kunſt, den geiſtigen Reichthum zu erwerben und die zu unſerer Glückſeligkeit nothwendige ſittliche Schönheit zu gewinnen.

Wir haben den Inbegriff deſſen, was dem Menſchen, als Weltbürger gedacht, ſeinen wahren dauernden Werth verleiht, im Gegenſatz zu den äußern Gütern, die nur einen relativen Werth haben, als innern oder geiſtigen Reichthum bezeichnet, indem wir unter dieſem Ausdrucke nicht allein alle Geſchicklichkeiten und Kenntniſſe, die er ſich zu eigen machen kann, ſondern vorzüglich

die ſittlichen Vollkommenheiten verſtehen, welche letztere die Grundlage aller andern Vorzüge bilden müſſen, wenn er ſeine Würde behaupten will. Da alle Menſchen die Pflicht haben, dieſe Güter, —. die moraliſche Trias des Wahren, Schönen und Guten, zu erwerben, ſo können ſie nicht zu hoch liegen für ihr Streben, es muß ihnen möglich ſein, dazu zu gelangen, was bei den Gütern des Verſtandes, bei Kenntniſſen und Geſchicklichkeiten nicht immer der Fall iſt. Wir abſtrahiren daher von dieſen und reden hier ausſchließlich von dem moraliſchen Reichthume, von den Gütern des Herzens und Gemüthes, welche, da ſie als Gemeingut der ganzen Menſchheit zu betrachten ſind, auch allgemeine Vorſchriften in Beziehung auf ihren Erwerb zulaſſen.

Fragen wir nun demzufolge, wie man es anzufangen habe, um ſich den geiſtigen Reichthum anzueignen, ſo gibt uns die Sitten- und Religionslehre darauf genügende Antwort; und ich könnte mich begnügen, auf die Vorſchriften derſelben zurückzuweiſen. Aber freilich mit Belehrungen allein iſt es hier, wie in allen praktiſchen Aufgaben nicht gethan, den wie ſchon Xenophon bemerkt: Alles Gute und Schöne, beſonders aber das ſittliche Maß- und Takthalten (σωφροσύνη), muß geübt werden. Aus dieſer Nothwendigkeit ergibt ſich uns der Begriff einer moraliſchen Aſcetik oder Gymnaſiaſtik, deren wir uns fortgeſetzt befleißigen müſſen, um nach und nach die Kunſt, geiſtig reich

zu werden, zu erlernen und mit Erfolg zu üben. Dieſe moraliſche Kunſt, wir geſtehen es, iſt nicht leicht, allein, wenn wir auf die Uebung derſelben nur einen Theil der Mühe wendeten, die bei dem Streben nach irdiſchem Reichthume in Anſpruch genommen wird, ſo würden wir uns nicht über den Mangel an Erfolg zu beklagen haben. Der Grund, warum dies nicht geſchieht, liegt, wie ich glaube, größtentheils in dem Mangel an Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit jener geiſtigen Güter, oder in dem Vorurtheile, daß der materielle Reichthum glücklicher mache, als der geiſtige, Geld und Gut mehr werth ſei, als Tugend oder moraliſche Tüchtigkeit.

Die Sittlichkeit ſoll nun freilich nicht betrachtet werden wie eine gefällige Kupplerin, an deren Hand uns die ſinnliche Freude als Braut entgegen hüpfe; aber man kann den Begriff der Glückſeligkeit doch ſo faſſen, daß die Tugend nicht als Feindin derſelben erſcheint. Die Sittengeſetze zur einzigen Richtſchnur unſers Lebens zu machen, ohne alle Hoffnung und Ausſicht, dadurch unſere Glückſeligkeit zu bewirken und zu vermehren, wie die kantiſche Philoſophie will, iſt eine Forderung, die mehr verlangt, als der ſinnliche Menſch leiſten kann. Verſteht man freilich unter dem Worte: Glückſeligkeit blos einen Inbegriff angenehmer ſinnlicher Gefühle, ſo hat, ich gebe es zu, die Sittlichkeit gar nichts damit zu thun. Iſt denn aber dieſe Begriffsbeſtimmung nicht etwas zu

willkürlich? Bezeichnet nicht ſchon der gemeine Sprachgebrauch einen leidenſchaftlichen Wollüſtling und Genußſüchtigen als unglücklich, während er fromme Dulder, ſiegreiche Kämpfer und Wettläufer glücklich preiſt? Wer wird z. B. Anſtand nehmen, eine Mutter, welche unter Schmerzen, Entbehrungen und Aufopferungen aller Art gute Kinder erzieht, glücklich zu nennen? — In dieſem und tauſend andern Fällen beſtimmt nicht das körperliche, ſondern das innere gemüthliche Wohlgefühl unſer Urtheil, und die angebliche Unverträglichkeit der Sittlichkeit und Glückſeligkeit verſchwindet. Zum Glücklichſein gehört allerdings ein äußerer Stoff, welchen die Sinnlichkeit in Empfang nimmt, aber eben ſo nothwendig eine angemeſſene Form, die der Menſch aus ſeinen Mitteln hinzuthun muß, und bei dieſer eigenthümlichen Geſtaltung und Formgebung ſpielt unſtreitig die Sittlichkeit, welche man vielleicht als die Inhaberin ewigſchöner, harmoniſcher Lebensformen bezeichnen könnte, eine vorzügliche Rolle; denn ihr Gepräge befriediget den innern Sinn, das Vernunftgefühl, während der rohe Stoff nur den thieriſchen Trieb abfindet. Die Sittlichkeit ſtammt aus einer höhern Weltordnung als die ſinnliche iſt, und wenn wir ihrer göttlichen Stimme, welche ſich, für Jeden vernehmlich, im Gewiſſen ausſpricht, folgen, ſo tritt unſer Leben mit jener geheimnißvollen Ordnung und dem Urheber derſelben in Verbindung und nimmt Theil an ſeinem

allmächtigen Willen, der kein dauerndes Uebel, sondern nur Freude und Seligkeit schaffen kann; unser Selbstbewußtsein bekommt dann diejenige Form, welche die nothwendige Bedingung unsers geistigen Wohlseins ist. Die angenehmen Eindrücke, welche die Sinnlichkeit verlangt, machen so wenig das Wesen der Glückseligkeit aus, daß sie ohne die hinzukommende formgebende Thätigkeit des Geistes uns oft mehr langweilen und belästigen, als erfreuen. So befriedigen Farben und Lichtstrahlen nur dann das Auge, wenn sie sich zu einem schönen Bilde gestalten.

Im Gegentheile kann die im Menschen thätige Bildungskraft selbst dem Schmerze eine gefällige Form abgewinnen, so daß er ein wesentliches Bestandtheil unserer Glückseligkeit wird, wie starke Schlagschatten in einem Gemälde dessen Schönheit nur erhöhen. — Wer hat sich jemals über den Druck eines kostbaren Schatzes, über das Opfer, einer theuern Geliebten gebracht, im Ernste beschwert? das innere Wohlgefühl besiegt in diesem Falle den äußern Schmerz. Durch die Kraft seines Willens vermag der freie Mensch die Stärke und Lebhaftigkeit seiner Gefühle gar sehr zu modificiren; seine Einbildungskraft kann Vorstellungen und Bilder hervortreten lassen, wodurch die sinnlichen Empfindungen ganz verdrängt werden.

Es ist also die Frage, ob es mit Hülfe der zauberischen Phantasie, welche so viele Wunder wirkt, die Regentin Vernunft in ihrem Verhältnisse

zum gemeinen Volke der Sinnlichkeit, bei einiger Anstrengung nicht dahin zu bringen vermöge, wohin es, wie wir sehen, viele Staatsregenten in Beziehung auf ihre Unterthanen schon längst gebracht haben. Obgleich nach den Grundsätzen guter staatswissenschaftlicher Lehrer die Sympathie zwischen einem regierenden Herrn und seinen Unterthanen nicht geringer sein soll, als die zwischen dem Haupte und den Gliedern, der Seele und dem Leibe eines Menschen obwaltende wirklich ist, so haben es doch viele Selbstherrscher, die recht gut wissen, daß ihre Würde allein in unbeschränkter Willkür besteht, so weit gebracht, in ihren sublimen Abstractionen von allem Gemeinen, daß sie durchaus keinen Antheil mehr nehmen an den Freuden und Leiden ihres Volkes, und dagegen von diesem verlangen, daß es sich theilnehmend erhebe und die größte Sympathie empfinde mit dem ungestörten Wohlergehen seines gnädigen Herrn. Warum sollte auch der schlechte Unterthan seinen Hunger und Durst, die erduldeten Mißhandlungen von Frohnvoigten und andere Plagen nicht leicht vergessen können bei der begeisternden Vorstellung, daß er als Glied zu einem Staatskörper gehört, von welchem der prächtige Regent das Haupt vorstellt, und daß es nichts weiter als die Schuldigkeit des Leibes und seiner Glieder ist, am Wohlsein des denkenden Kopfes Theil zu nehmen und es zu wahren, weil ihnen dasselbe, wenigstens möglicher Weise, zu gute kommt.

Nun frage ich Jeden, der aus Analogien zu ſchließen verſteht, könnte es der im Menſchen herrſchende Geiſt nicht eben ſo weit bringen und ſein Wohlſein unabhängig machen von den Bedürfniſſen der Sinnlichkeit, d. h. könnte eine kräftige Vernunft, die recht feſt ſitzt auf ihrem Fürſtenthrone, nicht ſagen und decretiren auf die Klagen des Magens, der hungert, oder der Hände und Füße, die ſich in ihrem Dienſt müde gearbeitet haben: „was gehen mich ſolche Lappalien an? ich habe mehr zu thun, als mich um dergleichen zu bekümmern. Bleibt mir alſo, ich bitte ſehr, mit euern Querelen vom Leibe, es iſt gegen meine Regentenwürde, davon Notiz zu nehmen. Ihr ſeid ja meine Unterthanen und in aller Welt iſt es ſo, daß der Untergebene ſich im Nothfall für ſeinen Herrn aufopfern muß.„

Nach dem Zeugniß der Geſchichte hat es wirklich ſolche außerordentliche Menſchen gegeben, die es zu einem ſo hohen Grade übermenſchlicher Vollkommenheit gebracht haben, daß ſie in der Verfolgung ihrer Lebenszwecke von den Forderungen und Klagen ihrer ſinnlichen Natur keine Notiz nahmen; wir dürfen nur an die Stoiker und Schamanen, an die chriſtlichen Märtyrer, Einſiedler, Mönche und Säulenheilige denken, um Muſter von einer Unempfindlichkeit vor uns zu haben, die unſerm ſybaritiſchen Zeitalter für unerreichbar gelten können. Obgleich ich dieſe Beiſpiele nicht zur Nachahmung empfehlen möchte, ſo beweiſen ſie

doch, was ein ſtarker Wille, eine Idee der Vernunft, ein Ideal der Einbildungskraft, mit Begeiſterung aufgefaßt, über den Menſchen vermögen; ſie zeigen wenigſtens ſo viel, daß die Forderung einer gewiſſen Unabhängigkeit der menſchlichen Vernunft von der Sinnlichkeit, der freilich der arme Sterbliche nie ganz entwachſen kann und ſoll, in einem hohen Grade zu realiſiren ſei; woraus ſich denn der Schluß ergibt, daß er allerdings den nachtheiligen Einfluß der ſinnlichen Sphäre auf unſere Glückſeligkeit zu ſchwächen und zu modificiren im Stande iſt, daß er alſo auch den geiſtigen Reichthum höher ſchätzen und emſiger ſuchen kann, als den ſinnlichen.

Aus dieſen Andeutungen geht die Beſchaffenheit unſerer Aufgabe und die Möglichkeit einer befriedigenden Auflöſung derſelben deutlich hervor. Wir haben uns von der Vortrefflichkeit des geiſtigen Reichthums — des Wahren, Schönen und Guten, — überzeugt, aber dieſe Ueberzeugung läßt den ſinnlichen Willen kalt, weil dieſer Trieb nur auf materialen Reichthum, oder auf die Mittel, die Sinnlichkeit zu befriedigen, gerichtet iſt. Es entſteht hier im menſchlichen Weſen eine Entzweiung zwiſchen der Vernunft, die geiſtige Güter will, und der Sinnlichkeit, deren Begehr auf ſinnliches Gut gerichtet iſt; jene nimmt die Sittengeſetze zu ihrer Richtſchnur, dieſe wird allein durch Naturgeſetze bewegt, dort herrſcht Freiheit, hier Nothwendigkeit. Da nun in den meiſten Men-

ſchen die Sinnlichkeit ſtärker iſt, als die Vernunft, ſo erklärt ſich daraus die auffallende Erſcheinung, daß die wenigſten mit ſonderlichem Eifer nach geiſtigen Gütern ſtreben, auch wenn ſie den hohen Werth derſelben nicht läugnen können. Da entſteht nun die Frage, wie dieſer Streit zu ſchlichten, wie, ungeachtet des Widerwillens des ſtarken ſinnlichen Princips gegen das Ueberſinnliche, die geiſtigen Güter zu erwerben ſind, und in der Beantwortung dieſer Frage liegt die Idee einer Kunſt, durch welche ſich das eben berührte Problem, wie der Wille, der von Natur nur auf ſinnliche Güter gerichtet iſt, nach den höhern geiſtigen Gütern, alſo auch auf das höchſte Gut, oder das Ideal der Sittlichkeit hingewendet werden könne, auflöſ't. Wir ſehen, daß hiermit blos in andern Worten die alte Frage, welche die Philoſophen von jeher in Verlegenheit geſetzt hat, ausgedrückt iſt, die Frage nämlich: wie iſt die Anwendung des Sittengeſetzes auf die Erfahrung als möglich zu denken, da hier das Naturgeſetz herrſcht und folglich die Cauſalität der Freiheit ganz ausgeſchloſſen ſcheint.

Unſer Zweck iſt nun, die Wirklichkeit dieſer Kunſt zu zeigen und die praktiſchen Regeln derſelben anzugeben. Um ſie von andern Künſten zu unterſcheiden, nennen wir ſie die ſittliche Kunſt und die Grundſätze, worauf ihre Anwendung beruht, geben den Begriff einer moraliſchen Aeſthetik.

Der Menſch beſitzt ein Vermögen, welches unter andern die Function hat, überſinnliche Begriffe auf ſinnliche Gegenſtände anzuwenden. Unter dem Namen der productiven Einbildungskraft oder Phantaſie iſt es bekannt genug und ſteht in einem ſehr zweideutigen Rufe. Kant nimmt indeß die Vermittlung dieſer wunderbaren Kraft in Anſpruch, um die Kategorien *), dieſe nackten Kinder des Verſtandes, in ſinnliche Hüllen (Schemate) zu kleiden und ſo ihre Anwendung auf die Sinnenwelt zu bewirken. In der That iſt es die Einbildungskraft, welche durch ihre Bilder die Berührung des Geiſtigen mit dem Sinnlichen vermittelt, da die Ideen und Begriffe einer gewiſſen ſinnlichen Umhüllung bedürfen, um bei dem mit der Sinnlichkeit vermählten Verſtande Zutritt zu gewinnen. Sie bauet den überirdiſchen Sonnenwagen, worauf die Ideen der Unendlichkeit und Ewigkeit durch unſere innere Welt ziehen, und macht das Wunder begreiflich, daß die Ideen, dieſe Fremdlinge aus der Geiſterwelt, in der Sinnenwelt Boden gewinnen. Aus zarten Fäden webt die Phantaſie das geheimnißvolle Band, welches das geiſtige und ſinnliche Element unſers Weſens verknüpft und ſo einen Zuſammenhang bewirkt zwiſchen den Geſetzen der Vernunft und denen der Natur. Als Vermittlerin zweier Welten, einer ſinnlichen und überſinnlichen, ſteht dieſe Zauberin

*) Ur- oder Stammbegriffe.

mit den geflügelten Füßen auf der paſſiven Grundlage unſers Weſens, während ſie mit dem verklärten Haupte den reinen Aether in den höchſten Kreiſen der Vernunftſphäre berührt. Sie richtet ihren Spiegel nach den Sonnenhöhen des Himmels und nach den dunkeln Tiefen der Erde; aber ſie begnügt ſich nicht mit dem unthätigen Beſchauen der dargebotenen Geſtalten, ſondern ſie ſetzt daraus ſchöne, nach verſtändigem Zwecke geordnete Gemälde zuſammen, welche, indem ſie durch ihren Reiz die Sinnlichkeit vergnügen, zugleich durch ihre idealen Formen der Vernunft gefallen. Sie ſchleift und handhabt das optiſche Prisma, wodurch der blendende Sonnenſtrahl der reinen Vernunft in ein anſchauliches Farbenbild verwandelt wird, ſo daß das blöde Auge der Sinnlichkeit ihn ertragen und mit Vergnügen wahrnehmen kann.

Wer verkennt die Wirkſamkeit der Einbildungskraft in der weitverbreiteten Herrſchaft derjenigen Lebensformen, die man Convenienz, Welt-ton, Mode nennt? Wenn ſie aber, im Dienſte des Vorurtheils ſtehend, ſo viel für die Geſetzgebung der Gewohnheit thut, ſollte ſie, im Dienſte der Vernunft, nicht auch etwas für deren Geſetzgebung thun können? ſollte ſie blos das Zepter der Sitte und nicht auch den Herrſcherſtab der Sittlichkeit mit ihrer Zauberruthe zu unterſtützen im Stande ſein?

Ohne die Mitwirkung der Phantaſie läßt ſich ferner weder die Zaubergewalt der Leidenſchaften, noch der weitverbreitete Einfluß der Ehre erklären. Die Ehre, dieſe mächtige Göttin, in deren Tempel Gute und Böſe opfern, iſt nichts anders, als eine Apotheoſe der öffentlichen Meinung, welche dieſe Zauberin vornimmt, um der Tugend eine anſtändige Begleitung zu geben, vor welcher oft die Sinnlichkeit mehr Achtung hat, als vor der Tugend ſelbſt.

Auch ſogar im Mißbrauche dieſes wunderbaren Vermögens iſt ſein Gebrauch angedeutet; die Phantaſie würde nicht die Lockungen zur Sünde verſtärken können, wenn ſie nicht im Stande wäre, die ſinnlichen Eindrücke überhaupt zu modificiren und in ihren künſtlich geſchliffenen Spiegeln in einem andern Lichte zu zeigen. Sie arbeitet für die Sinnlichkeit, wenn die Vernunft es verſchmäht, ſich mit ihr zu verſtändigen. Iſt ſie aber einmal für den Dienſt der Vernunft gewonnen, ſo zeigt ſie ſich vorzüglich thätig in den ſchönen und erhabnen Gefühlen der Achtung, Liebe, Großmuth, Bewunderung; und der edle Enthuſiasmus erwärmt ſich ebenfalls an ihrem Feuer. Sie iſt gleichſam die Pflegerin und Erzieherin dieſer Gefühle, welche die Sinnlichkeit als Mutter anerkennen. Wenn die kalte Vernunft, die in der Sinnlichkeit eine Erbfeindin ſieht, die unſchuldigen Kinder derſelben wie Schlangenbrut auszuſetzen befiehlt, ſo nimmt die gemeinſchaftliche Freundin der beiden

ſtreitenden Gewalten dieſe Kinder in ihren Schooß, brennt ſie, wie Ceres den Triptolem, am himmliſchen Feuer der Liebe rein vom gröbern Stoff und führt ſie dann, ſo veredelt, der Vernunft zu, welche ſie nun wie himmliſche Genien, ihn zum Beiſtande geſandt, freudig aufnimmt. Wenn dieſe Gefühle mehr bewirken, als der bloße Begriff der Pflicht, ſo liegt die Urſache darin, daß die Sinnlichkeit denſelben, als ihren nächſten Blutsverwandten, nicht entgegen wirkt und ſich demnach in den Willen der Vernunft fügt. Eben ſo wirkſam zeigt ſich die Phantaſie auf der andern Seite, um die Sinnlichkeit mit den Ideen der Vernunft zu befreunden, indem ſie dieſen himmliſchen Fremdlingen, die ohne eine angemeſſene Hülle die Erde gar nicht berühren oder im ſtürmiſchen Meere der Leidenſchaften untergehen würden, einen magiſchen Schwimmgürtel gibt, wodurch ſie in den Stand geſetzt werden, dieſes Meer zu beherrſchen.

Welche Wunder bewirkt endlich die Phantaſie durch die Ideale der Hoffnung und die Schreckbilder der Furcht, welche ſie dem ſinnlichen Willen in ſtarken Farben entgegen hält. Die Hoffnung gleicht dem Zuckerbrode, die Furcht der Ruthe, wodurch die Sinnlichkeit wie ein trotziges, unartiges Kind auf beſſere Wege gebracht werden ſoll, und es gelingt der Zauberin in den meiſten Fällen, wofern ſie in der Anwendung dieſer Mittel von den Disciplinargeſetzen der Vernunft geleitet wird. Wenn die Hoffnung mit ihren rei-

zenden Verſprechungen der Sinnlichkeit entgegen tritt, ſo begnügt ſich dieſe gewöhnlich, wie ein eigennütziger Gläubiger, mit der Anweiſung auf eine künftige vortheilhafte Zahlung und ſtellt bei der Ausſicht auf den verſprochenen Gewinn ihre gegenwärtige Forderung ein; und welche Wunder thun nicht die drohenden Larven der Furcht, welche auf die ſinnliche Lüſternheit wie moraliſche Vogelſcheuchen wirken? Die Sinnlichkeit läßt bei dieſem Anblick den Gegenſtand ihres Strebens gern fahren, um den ſchmerzhaften Eindruck abzuwehren, mit welchem ihr das Furchtgebilde der Phantaſie drohet. Dieſe Bilder der Hoffnung und Furcht müſſen um ſo wirkſamer ſein, je weniger die Phantaſie in ihren Schöpfungen an die Bedingungen des Raumes und der Zeit gebunden iſt. Die dunkeln Schichten der Zeit, welche der innere Sinn ſonſt nur nach und nach durchläuft, rücken unter ihrem Zauberſtabe zuſammen und werden durchſichtig, ſo daß das geiſtige Auge ſie in einem Momente durchblickt; die Fernen der Vergangenheit und Zukunft fallen, wie die räumlichen Fernen auf einem Gemälde, in eine und dieſelbe Fläche der Gegenwart, ſo daß ein Genuß, den erſt die Zukunft verſpricht, ein Zuſtand der Zufriedenheit, den wir erſt von der Ewigkeit erwarten, unſer Gefühl faſt eben ſo ſtark in Anſpruch nimmt, als die ganz nahe liegende Freude. Die chriſtliche Religionsgeſchichte iſt reich an Beiſpielen von den erſtaunlichen Wirkungen, welche al-

lein das ungeheuere Doppelgemälde der ewigen Seligkeit und ewigen Verdammniß mit ſeinen transſcendenten Rieſengeſtalten hervorgebracht hat, und wenn wir in manchen dieſer Beiſpiele die Wirkung der Schwärmerei nicht verkennen können, ſo müſſen wir wenigſtens geſtehen, daß ſich die Unempfindlichkeit der frommen Glaubenshelden gegen die Stacheln und Dornenkronen des Märtyrerthums nicht aus den Naturgeſetzen der Sinnlichkeit erklären läßt. Die bloße Reflexion, der reine Gedanke der Pflicht kann dieſe Wunder auch nicht bewirken; die Palme des Sieges über die Welt wächſt nicht auf dem kalten Boden der reinen Vernunft, ſondern in den ſonnigen, von der Phantaſie gepflegten Gärten des Gemüths; der höhere Sinn muß um ſo ſtärker durch ſchöne Ideale in Anſpruch genommen werden, jemehr der niedere durch das Pflichtgebot verkürzt wird.

Die moraliſche Kunſt, welche wir ſuchen, beſteht demnach darin, die Phantaſie ſo zu brauchen, daß ſie dem Willen Triebfedern unterſchiebt, welche die Sinnlichkeit in Anſpruch nehmen, doch zugleich den Zwecken der Vernunft entſprechen. Durch dieſe Kunſt wird es möglich, die Aufgabe zu löſen, den Forderungen des Sittengeſetzes Genüge zu thun, ohne die Sinnlichkeit, wiefern ſie die Bedingungen unſerer Wirkſamkeit enthält, zu unterdrücken und zu vernichten. Wir haben geſehen, daß die Auflöſung dieſer Aufgabe durch Hülfe der Phantaſie möglich ſei, und ſonach wird es bei

Ausbildung des moraliſchen Kunſttalents darauf ankommen, dieſelbe für den Dienſt der Vernunft zu gewinnen und in dieſem Dienſte arbeiten zu laſſen.

Die ſittliche Kunſt kann als moraliſche Baukunſt betrachtet werden. Der Bauriß zum Tempel der Tugend iſt entworfen, in allen ſeinen Verhältniſſen genau abgemeſſen, Zeit und Raum zur Vollendung gegeben, das Baumaterial angewieſen, kurz die ideale Form iſt fertig, die innern Bedingungen der Möglichkeit ſeiner Vollendung ſind da, es kommt blos darauf an, den äußern Bedingungen zu genügen, um die Form in der Wirklichkeit darzuſtellen und dazu bedarf es rüſtiger Arbeiter und Werkleute. Unſere ſinnlichen Vermögen und Kräfte ſind dieſe Arbeiter, welche aber durchaus nicht bei dem Bau eines Tempels, ſondern allenfalls bei Errichtung eines Tanzſaales, Spiel- oder Speiſehauſes intereſſirt ſind; ſie müſſen daher durch eine gewiſſe Bezahlung gewonnen, d. h. ihr eigenthümliches Intereſſe muß bei dem Bau berückſichtiget werden, wenn ſie kräftig Hand anlegen ſollen. Die Kunſt liegt folglich darin, dieſe Bezahlung ausfindig zu machen, oder ein Mittel anzugeben, wodurch die Bereitwilligkeit der Arbeiter gewonnen werden kann. Dieſe Werkleute werden aber blos durch Empfindungen und Gefühle bewegt; ſie ſind jedoch nicht allein empfänglich für ſolche Eindrücke, die von äußern Gegenſtänden, ſondern auch für ſolche, die von

einer innern Vorſtellung erregt werden; ſie werden nicht blos durch den Genuß, ſondern auch durch das Symbol deſſelben oder durch die Anweiſung auf einen künftigen befriediget, und nehmen gern an Zahlungsſtatt eine ſchöne, von der Phantaſie geprägte Denkmünze. So wird es möglich, die Sinnlichkeit für den Tempelbau der Vernunft zu gewinnen, wenn die Phantaſie ihr ein reizendes Bild vorhält, von der Schönheit des fertigen Kunſtbaues mit ſeinen hohen, glänzenden Kuppeln, ſeinen duftenden Weihrauchaltären, ſeinen Opfermahlen, und den harmoniſchen Hymnen, die ihn durchtönen.

Durch dieſes Gleichniß wird der Begriff der ſittlichen Kunſt, als einer Fertigkeit, die Wirkſamkeit der Vernunft mit der Wirkſamkeit der Sinnlichkeit zu vereinigen, verſinnlichet, es wird uns dadurch begreiflich, wie der Menſch im Stande iſt, dem Gegenſtande des ſinnlichen Triebes die ſittliche Form und den Zwecken der Vernunft die ſinnliche Hülle zu geben; geiſtigen Reichthum zu erwerben, ohne auf den materiellen zu verzichten, oder ſilberne Schalen für die goldnen Früchte der Tugend zu bilden.

Dieſer Kunſt liegt eine beſondere moraliſche Aeſthetik zu Grunde, welche ſich erklären läßt, als eine Wiſſenſchaft der Regeln, der Sinnlichkeit die vorerwähnte vernunftgemäße Richtung zu geben. Die Möglichkeit dieſer ſittlichen Geſchmackslehre beruhet auf dem Grundſatze der empiriſchen Pſy-

chologie, daß ein ſchwächeres Gefühl von dem ſtärkern verdrängt und unwirkſam gemacht wird. Das menſchliche Bewußtſein hat blos Raum für ein herrſchendes Gefühl; die Verfaſſung der Sinnlichkeit iſt monarchiſch; nur Ein Gefühl iſt herrſchend, muß aber bald einem andern weichen. Nun iſt aber, wie die Erfahrung lehrt, nicht immer die körperliche Empfindung die ſtärkere, ſondern auch das geiſtige Gefühl kann zu einer Herrſchaft gelangen, wodurch jenes zum Gehorſam, oder die Forderung des gröbern Bedürfniſſes zum Schweigen gebracht wird. Die Gefühle der Traurigkeit und Freude, der Furcht und Hoffnung machen den Menſchen gleichgültig gegen körperliche Eindrücke und laſſen ihn die ungünſtigen Einflüſſe von Außen nicht empfinden. Die verzweifelnde Angſt des Gewiſſens wird ſo wenig vermehrt durch die Dornenkrone, als vermindert durch die Königskrone, die der Leidende trägt; und das Entzücken über eine gelungene gute That äußert ſich gleich lebhaft in der Strohhütte des Bettlers, wie im Marmorpallaſte des Reichen. Da es nun in unſerer Macht ſteht, durch die Thätigkeit der Einbildungskraft innere Anſchauungen und Gefühle zu bewirken, ſo können wir auch eine der Sittlichkeit nachtheilige Dispoſition der Sinnlichkeit willkürlich verdrängen, und durch eine andere Gemüthsſtimmung erſetzen, welche den Zwecken der Vernunft weniger ungünſtig iſt. Es kommt blos darauf an, die bewegliche Phantaſie anzuhalten, daß ſie bei ihren Bil-

dungen immer das hohe Ideal der Sittlichkeit vor Augen habe, und uns Gemälde liefere, welche uns die Schönheit und Erhabenheit der Tugend und die feierliche Majestät des höchsten Gesetzgebers vorstellen.

Wenn der Mensch auf der Stufenleiter der Bildung so weit fortgeschritten ist, daß er für das Gefühl des Schönen, Wahren und Guten, für die Regungen der Liebe und Großmuth, Empfänglichkeit zeigt, dann werden auch gewiß die auf die angegebene Art von der Phantasie verstärkten Triebfedern zum Guten, ihre Wirkung nicht verfehlen, und den niedern Trieben der Sinnlichkeit das Gleichgewicht zu halten im Stande sein. Die Sinnlichkeit gleicht einem ungezogenen Kinde, das seine Forderungen aufgibt, wenn es ein Bilderbuch erhält. Die Phantasie zeichnet die Bilder desselben und die moralische Aesthetik gibt die Regeln, nach welcher sie arbeiten soll, um durch ihre Vorstellungen sittlichen Ideen Eingang zu verschaffen, und die Gefühle des Wahren, Schönen und Guten anzuregen. Die moralische Kunst, welche demnach auch als sittliche Erziehungskunst gedacht werden kann, läßt die Tugend durch die Putzzimmer der Phantasie gehen und gibt ihr den magischen Zaubergürtel der Schönheit, wodurch die Liebe gefesselt wird; und so wie es keines Zwanges bedarf, um den Willen einer geliebten Freundin zu erfüllen, so unterwirft sich der sinnliche Mensch auch gern den Geboten der Pflicht, welche

aus dem schönen lächelnden Munde der Tugend ertönen, weil die Liebe ihn begeistert und ihre weichen Blumenkränze unter die Bürden legt, die er tragen soll.

Daß auf diese Art die im Widerstreben der Sinnlichkeit liegenden Hindernisse unserer Sittlichkeit und Vollkommenheit beseitigt werden können, liegt am Tage, und wir empfehlen daher die angegebene Kunst Jedem, dem es um moralische Tüchtigkeit oder um geistigen Reichthum zu thun ist *).

### 4) Das Verhältniß des geistigen Reichthums zu unserer Glückseligkeit.

Zum Beschlusse dieses Abschnitts will ich noch kürzlich zeigen, daß der geistige Reichthum in einem weit engern Verhältniß mit unserer Glückseligkeit steht, als der materielle; ja daß er die nothwendigste Bedingung derselben ist.

Der geistige Reichthum hat die Sittlichkeit zu seiner nothwendigen Grundlage; diese aber fordert oft große Opfer, wodurch die Glückseligkeit auf den ersten Blick nicht wenig gefährdet zu werden scheint. Die Sinnlichkeit ist freilich nicht geneigt, solche Opfer zu bringen; wenn aber die Phantasie

*) Die in diesem Abschnitte vorgetragenen Ideen sind zum Theil entlehnt aus dem nicht sehr bekannten Werke: Gott, Natur und Freiheit von A. v. Blumröder, welches wir zum weitern Nachlesen empfehlen.

nach den Regeln der moraliſchen Aeſthetik thätig iſt, ſo kann es ihr gelingen, ſo ſchöne Opferkränze zu winden, daß die von der Pflicht geforderten Opfer um dieſer Feſtkränze willen gern gebracht werden. Da alſo in dieſem Falle die widerſtrebende Sinnlichkeit für die Zwecke der Vernunft, um welche die Phantaſie ihre Bilderkreiſe, Blumen- und Frucht-Guirlanden windet, mit ſanfter Gewalt gewonnen werden kann, ſo wird unſere Glückſeligkeit auch durch den Mangel an Befriedigung ſinnlicher Forderungen nicht ſonderlich geſtört werden. Das ſinnliche Wohlgefühl iſt alſo kein ſo weſentliches Stück der menſchlichen Glückſeligkeit, als man gewöhnlich glaubt, vielmehr läßt ſich dieſelbe auch unter ungünſtigen äuſſern Umſtänden bei ſchmerzhaften Entſagungen behaupten.

Aber der geiſtige Reichthum iſt nicht allein mit unſerer Glückſeligkeit verträglich, ſondern es iſt auch eine nothwendige Bedingung derſelben. Denn da dieſer Reichthum vorzüglich in unſerer moraliſchen Tüchtigkeit und Geſchicklichkeit liegt, das Bewußtſein derſelben uns aber erfreut, und ohne dies Bewußtſein keine Glückſeligkeit möglich iſt, ſo iſt dieſe Wahrheit von ſelbſt einleuchtend. Ohne Selbſtachtung iſt durchaus keine Glückſeligkeit möglich, davon können wir uns leicht überzeugen. Niemand wird ſich beſonders glücklich ſchätzen, wenn er ſich in der Nothwendigkeit befindet, immer mit einem gemeinen, ſchlechtdenkenden

Menſchen, oder gar mit einem rohen Verbrecher zuſammen zu ſein und ſich Vertraulichkeiten von ihm gefallen zu laſſen. Nun aber iſt jeder Menſch verbunden, mit ſich ſelbſt umzugehen und ſein eigner Tiſch- und Bettgenoſſe zu ſein. Das Ich objectivirt ſich ſelbſt, oder ſpiegelt ſich im Selbſtbewußtſein ab, und das Spiegelbild unſerer Perſönlichkeit ſitzt uns beſtändig gegenüber in den Wohn-, Putz- und Geſellſchaftszimmern des Bewußtſeins und der Einbildungskraft. Wir müſſen es mit anſehen, wie dieſer transſcendentale Affe uns alle Schwächen, Thorheiten, Laſter mit lächerlichem Ernſte nachmacht und treu copirt. Wir müſſen es beſchauen von vorn und von hinten, uns mit ihm nolens volens unterhalten und dem läſtigen Gaſte gleichſam die Honneurs machen. Es begleitet uns nicht allein auf unſern einſamen Spaziergängen, ſondern drängt ſich auch in die geräuſchvollſten Geſellſchaften, und wenn wir ſeiner Zudringlichkeit durch eine Reiſe zu entfliehen ſuchen, ſo ſitzt es wider Erwarten mit uns im Reiſewagen und ſelbſt im Schiffe; denn, wie Horaz richtig bemerkt: Coelum, non animum mutant, qui trans mare currunt. Nicht einmal, wenn wir uns dem Schlafe in die Arme werfen, werden wir den fatalen Gaſt los, er ſpringt nach und mitten in unſere beſten Träume hinein.

Iſt nun unſer Ich nicht blos ein gemeines, ſondern auch ein häßliches, werthloſes, nichtsnutziges, ſündhaftes Ding, ſo wird auch das be-

zeichnete Spiegelbild, oder der Reflex deſſelben ein alle ſeine Unarten nachahmender garſtiger Geſell ſein, und wir werden nicht wenig von ſeiner läſtigen Geſellſchaft zu leiden haben. Gerechter Gott! welch' trauriges Loos für einen Menſchen, der noch einiges Gefühl hat, mit einem ſolchen Ungethüm, wie mit einem Galeerenſklaven zeitlebens zuſammengeſchmiedet zu ſein, und ſelbſt von dem Tode, der ſonſt alles ſcheidet, keine Scheidung hoffen zu können. Wer einen böſen weiblichen Zankteufel zur Gattin hat, kann ſich eine ſchwache Idee von dieſem Zuſtande machen; ich ſage, eine ſchwache Idee; denn der gepeinigte Ehemann kann doch das Beſte von einem mitleidigen Conſiſtorio oder vom Tode hoffen; aber dieſes lebendige Ich-Geſpenſt, der ſchwarze unheimliche Schatten der eignen Laſterhaftigkeit, folgt uns auch in die andere Welt und iſt die eigentliche Verdammniß, welcher der böſe Menſch verfallen iſt. Wer die erſte Legende von einer Verſchreibung an den Teufel erſonnen hat, wollte wahrſcheinlich den Zuſtand eines verworfenen Frevlers, der bei allen ſinnlichen Genüſſen ſchon die Hölle auf Erden hat, ſinnbildlich darſtellen.

Im Gegentheil wird aber auch eine ſchöne würdige Geſtalt dieſes uns immer begleitenden Seelen- und Charakterbildes den guten Menſchen nothwendig erfreuen und auf das angenehmſte unterhalten, ſo daß es im Nothfall wohl im Stande ſein kann, den Mangel ſinnlicher Freuden zu er-

ſetzen. Man befindet ſich, unter dieſer Voraus-ſetzung immer in der beſten Geſellſchaft, die uns gar nichts koſtet, und keine läſtigen Vorbereitun-gen erfordert und es wird uns leicht, die Ungunſt des Glücks zu ertragen. Wenn der Böſe von ei-ner ewigen Unruhe herum getrieben wird und ſelbſt auf Roſenbetten die Ruhe vermißt, ſo fin-det ſich dagegen der Gute leicht in die härteſte Lage; denn er ruhet überall im Schooße der Selbſt-zufriedenheit. Der ſchöne innere Menſch lächelt ſelbſt durch die Thränen des Schmerzes, die der äußere unter den Dornen des Unglücks vergießet.

Die ſtrengen Philoſophen, welche die menſch-liche Glückſeligkeit nicht als Folge der moraliſchen Tüchtigkeit anerkennen wollen, müſſen ſich, ſollte man meinen, nicht ſonderlich aufmerkſam in der Menſchenwelt umgeſehen haben — wozu ſie frei-lich auch wenig Zeit und Muße haben, — ſonſt würde ihnen nicht entgangen ſein, daß gute und werthvolle Perſonen, in welcher Lage ſie ſich auch befinden mögen, nie ganz unglücklich ſind, wenn im Gegentheil bei Unwürdigen die Leerheit und Bösartigkeit des Gemüths auch unter glanzvollen Umgebungen ſich gewöhnlich durch üble Laune und Unzufriedenheit ſchon in der finſtern Miene ankün-diget. Freilich in der Sphäre der großen Welt, wo die Formen des Wohlwollens, die glatten Sei-ten der Höflichkeit zu den gleichförmig ausgeprä-gten Stereotypen des Anſtandes gehören, ſcheint ſich dieſe Bemerkung nicht zu beſtätigen; man

ſtößt hier auf lauter lächelnde Geſichter und die große Ruhe und Unbefangenheit im Benehmen der handelnden Perſonen überraſcht auf den erſten Blick; allein nur der unerfahrne Neuling wird dadurch getäuſcht; gar bald wird er zu ſeinem Schaden gewahr, daß die Höhen des geſellſchaftlichen Lebens mit den andern Höhen der Berggipfel zwar die kalte, aber nicht die heitere Luft gemein haben, und daß ein freundliches Geſicht oft nur eine künſtliche Maske iſt, die nach Umſtänden vor- und abgenommen wird, nachdem es nöthig ſcheint, den launiſchen Murrkopf zu verſtecken oder nicht.

Die Erwerbung des geiſtigen Reichthums iſt mit Mühe und Arbeit, mit mancher ſchmerzhaften Entſagung und Selbſtüberwindung verbunden, das läßt ſich nicht läugnen, aber darin liegt kein Widerſpruch gegen unſere Behauptung, daß in demſelben die Grundbedingung der menſchlichen Glückſeligkeit enthalten ſei. So parador es klingt, ſo iſt es doch wahr, daß der Schmerz in ſeinen verſchiedenen Formen ein nothwendiges Beſtandtheil derſelben bilde; er liefert die dunkeln Farben zu unſerm Lebensgemälde, welches, wie andere Gemälde, die Schattenpartien und ſchwarzen Tinten nicht entbehren kann. Wie es für das menſchliche Auge kein Licht ohne Schatten, für das Ohr keine Harmonie ohne Diſſonanzen gibt, ſo gibt es auch für das Herz kein Wohlgefühl ohne beigemiſchten Schmerz. Wir ſehen daher, daß oft der erſchlaffte Sybarit, der für edle Zwecke jeden

ſchmerzhaften Eindruck fliehet, ſich genöthiget ſieht, ihn zur Erhöhung ſeiner unſchmackhaft gewordenen Genüſſe zu ſuchen. — Eigentlich beſteht der größte Reiz des ſinnlichen Vergnügens in dem Uebergange von einer ſchmerzhaften Empfindung zu einer weniger ſchmerzhaften, oder angenehmen, welche Erfahrung Jeder täglich an ſeinem Tiſche, oder in ſeinem Bette machen kann, wo er ſich am beſten befindet, wenn der Schmerz des Hungers und der Ermüdung vorhergegangen iſt. Die lockendſten Genüſſe ſind gerade diejenigen, die mit einem ſchmerzhaften Reize verbunden ſind, und auf unſere Nerven ungefähr ſo, wie der kunſtvolle Uebergang von einem übellautenden Accord zu einem wohltönenden wirken. Ja ſelbſt der Ueberſprung eines heftigen Schmerzes in einen geringern, aus einer verzweifelten Lage in eine weniger gefährliche und erträglichere, iſt angenehm und zwar um ſo angenehmer, je ſchneller und überraſchender er eintritt. Ich könnte eine Menge Beiſpiele zur Beſtätigung dieſer Erfahrung anführen; nur eines, das um ſo auffallender iſt, ſei mir erlaubt. Als auf dem unglücklichen Rückzuge der Franzoſen aus Rußland, im Jahre 1812 einige derſelben in das erſte elende litthauiſche Dorf kamen, hörte ich mit eignen Ohren den freudenvollen Ruf aus ihrem verſchmachtenden Munde: Ah! c'est ici le Paradis.

Man kann alſo annehmen, daß der Arme, deſſen Genüſſe ſeltner ſind, als die des Reichen,

dafür hinlänglich entſchädiget werde, durch die von der vorhergehenden Entbehrung bewirkte beſſere Schmackhaftigkeit derſelben. Das Vergnügen bedarf zu ſeinem Gegenſatze ſo nothwendig des Schmerzes, daß wir ohne dieſen nicht einmal einen Begriff davon haben würden, ſo wenig wie ohne Nacht vom Tage oder ohne Schatten vom Lichte.

Die Sittlichkeit bewahrt uns unſtreitig in einem naturgemäßen Lebensverhältniſſe vor den größten Schmerzen, nämlich vor den tiefeindringenden Stacheln des böſen Gewiſſens, und verſchafft uns dagegen die reinſten Freuden, im erhebenden Bewußtſein unſers Werthes und Verdienſtes. — Aber zu läugnen iſt es nicht, daß das Leben gar viele Leiden hat, vor deren Andrang der geiſtige Reichthum oder die ſittliche Tüchtigkeit nicht bewahret und daß beſonders in unſern geſellſchaftlichen Verhältniſſen, wie ſie gewöhnlich ſind, die ſtrenge Befolgung der Sittengeſetze gar manchen Anſtoß findet, auf welchen der weniger Gewiſſenhafte nicht ſtößt. In dem Getriebe unſers bürgerlichen Lebens, beſonders in den höhern Regionen deſſelben, verlangt man glatte Außenſeiten, abgeſchliffene Sitten, biegſame, für Wirkung und Gegenwirkung nachgiebige Charaktere. Die ernſte Pflicht, die geharniſchte Wahrheit, der gerade, feſte Wille bewegen ſich ſchwer auf dem glatten Boden, wo die Untergebenen tanzen ſollen, wie von den tonangebenden Obern gepfiffen

wird. Der Mann von Grundſätzen wird wegen ſeines geraden, feſten Ganges von denen, die Schleichwege lieben, verfolgt, und wenn die feige Niederträchtigkeit es nicht wagt, ihn öffentlich anzugreifen, ſo gräbt man ihm heimlich eine Grube. Die Meinungen der Großen ſind Kinder des Egoismus, welche mit frechem Hohne der verachteten Wahrheit ein Schnippchen ſchlagen. Der Befehlende hegt nicht ſelten den Wunſch, daß der Gehorchende mit ihm einerlei religiöſe und politiſche Anſichten haben ſoll, und ſieht den Heuchler, der dieſem Wunſche ſich fügt, lieber als den Freimüthigen, der die Unmöglichkeit des Gehorſams in dieſem Punkte beweiſet. Die Kritik der politiſchen Meinungen wird nicht mit Gründen, ſondern bei Privatperſonen gewöhnlich mit den Kettenſchlüſſeln der Kriminaljuſtiz und zwiſchen ganzen Staaten mit der ſogenannten ultima ratio regum geführt. — Die Wahrheit muß ſich häufig zu einer ordonnanzmäßigen Kleidung oder Einkleidung, zu einer Art von Hofuniform bequemen, auf weichen Tanzſchuhen nach den Kunſtregeln des Anſtandes einhergehen und mit den gewöhnlichen Complimenten und höflichen Rückſichten auftreten, wenn ſie bei Großen und Vornehmen eine gute Aufnahme finden will; ſonſt kehren ſie ihr, wie Pontius Pilatus, den Rücken zu und fragen höhniſch: Was iſt Wahrheit? — Es gibt in der großen Welt nur officielle Wahrheiten und officielle Tugenden; die andern werden nicht berück-

ſichtiget, und müſſen ahnenreichen, d. h. alten Irrthümern und Vorurtheilen weichen.

Das iſt nun freilich eine verdrießliche Sache, wenn man bei allen guten Eigenſchaften auf ſeinem Lebenswege ſolche Steine des Anſtoßes findet, an welchen jede Kunſt, reich und glücklich zu werden, zu Schanden wird. Aber dennoch wird durch dieſe traurigen Erfahrungen die Wahrheit nicht umgeſtoßen, daß in der moraliſchen Tüchtigkeit, oder in dem geiſtigen Reichthume die weſentliche Bedingung unſerer Glückſeligkeit zu ſuchen ſei. Denn dadurch werden andere Bedingungen und Hülfsmittel nicht ausgeſchloſſen und namentlich iſt die Klugheit unter denſelben zu empfehlen. Die Thorheit, Unwiſſenheit und Nachläſſigkeit ziehen häufig dieſelben böſen Folgen nach ſich, welche ſonſt das Laſter und die Bosheit begleiten. Wer ſich um ſein Vermögen betrügen läßt, iſt nach ſeinen äußern Verhältniſſen eben ſo ſchlimm daran, als der Leichtſinnige oder Laſterhafte, welcher es verſpielt oder verſchwendet; und der ungebildete, grobe und indiskrete Menſch wird eben ſo ſtreng von der guten Geſellſchaft ausgeſchloſſen, als der berüchtigte. Die Klugheit iſt alſo eine ſehr nützliche Lebensgefährtin und die ſtolze Weisheit hat nicht Urſache, ſie verächtlich über die Schulter anzuſehen; ſondern ſie wird wohlthun, ihren Rath in allen weltlichen Angelegenheiten zu hören. Wenn die ſtrenge Rechtlichkeit z. B. ſagt: „der gerade Weg iſt der beſte,“ ſo erwiedert die welterfahrne

Klugheit ganz beſcheiden: „allerdings; nur muß man auf dieſer geraden Bahn nicht Gefahr laufen, ohne Nutzen für das allgemeine Wohl ein Bein zu brechen, oder gar ſich den Kopf einzurennen, ſonſt thut man beſſer, einen kleinen Umweg — der deswegen kein Schleifweg ſein muß — nicht zu ſcheuen.“ — Wenn, um ein anderes Beiſpiel anzuführen, die Wahrheitsliebe befiehlt, überall die Realität dem Scheine, den Inhalt der Form, den Kern der Schale vorzuziehen, ſo gibt menſchenkennende Klugheit den Rath, doch auch in gewiſſen Fällen das Schaumgold des Scheins und die ſchöne gefällige Form nicht zu vernachläſſigen, weil die Kunſt, der Geſchmack und der Anſtand ſchöne, glatte Außenſeiten verlangen. Es iſt demnach, meint ſie, nicht genug, daß unſere Abſichten gut ſind, ſondern unſere Handlungen müſſen auch in einer gefälligen Form auftreten, um keinen böſen Schein zu erregen und der lauernden Bosheit keine Blößen zu geben. — Ich bedarf keines Schmucks, ſagt vielleicht die himmliſche Tugend, und die Klugheit gibt es ihr zu, in Beziehung auf reine Vernunftweſen, räth ihr aber doch, ſo lange ſie in irdiſchen Regionen wandelt und bei ſinnlichen Weſen Eingang finden will, die Schönheit, Holdſeligkeit und Wohlanſtändigkeit zu ihren Ehren- und Schmuckdamen zu machen, weil nur die Schönheit die Liebe gewinnt, und der Schmuck die Reize der Schönheit erhöhet.

Wenn der gute Menſch dieſen und ähnlichen Rathſchlägen der Klugheit Gehör gibt, und ſich in den Irrgängen des Lebens von ihrer Hand leiten läßt, wird er in den meiſten Fällen die Hinderniſſe umgehen, die ſeinem Glücke im Wege liegen und zum erwünſchten Ziele gelangen. Herzensgüte, Reinheit der Abſichten, Offenheit des Charakters, Stärke des Willens, kurz alle die guten Eigenſchaften, welche unſern geiſtigen Reichthum bilden, bedingen und begründen das Glück unſerer kleinen Herzenswelt; aber Klugheit, Vorſicht, Geſchicklichkeit und Welterfahrung müſſen ſich mit jenen Vorzügen vereinigen, wenn der Menſch ſein Glück auch in der großen Welt machen will. Jene liefern die ſchöne Form, dieſe den rohen Stoff zu unſerer Glückſeligkeit, welchen letzteren wir als ſinnliche Weſen freilich nicht ganz entbehren können, obgleich die Phantaſie in manchen Fällen im Stande iſt, denſelben durch ihre Bilder zu erſetzen. Alſo nur in Verbindung mit dem geiſtigen Reichthume führt der materiale zum Glück. Jener gibt die Werkzeuge, Mittel und Geſchicklichkeiten, dieſen zu erwerben und zweckmäßig zu gebrauchen; daher ſucht der Weiſe zuerſt jenen; das aber, worin der Thor ſein Glück ſucht, iſt gerade das, was ihn hindert, es zu finden, denn er verbauet ſich durch die aufgeſchichteten Haufen ſeines Beſitzes, die Ausſicht in die Sonnenregionen des Lebens.

Ich habe meine Aufgabe gelöst, und zwar in einem größern Umfange, als man zu erwarten berechtiget war. Ich war blos verbunden, von dem gewöhnlichen Reichthume und den Mitteln, ihn zu erlangen, zu sprechen, und ich habe auch des weit werthvollern innern Reichthums erwähnt und gezeigt, wie man zum Besitz desselben gelangen könne. Nicht blos die Kunst, reich zu werden, habe ich gelehrt, sondern auch die viel schwerere, den großen Reichthum zu entbehren, und sich im Besitz von innern Vorzügen, von Seelengütern glücklich zu fühlen. Reich sein kann jeder Narr, und wirklich finden wir die meisten Thoren in der Klasse der Reichen — aber glücklich zu sein, auch ohne das, was man gewöhnlich Reichthum nennt, muß der Thor und Lasterhafte wohl bleiben lassen; dieses Vorrecht kommt allein dem tugendhaften Weisen zu, und weise, d. h. zufrieden und glücklich zu werden, dazu kann man die reichen und vornehmen Thoren freilich nicht zwingen.

Quid Paris? ut salvus regnet, vivatque beatus
logi posse negat. —

Diese Worte des welterfahrnen Horaz können wir auch noch gegenwärtig nicht allein auf viele Prinzen, die dem trojanischen Fürstensohne gleichen, sondern auch auf viele Geldfürsten anwenden. Meine Leser, glaub' ich, denken anders; sie werden hoffentlich den Muth haben, meine Vorschriften zu befolgen und sie probat finden, indem sie durch den Gebrauch der angegebenen Mittel

denjenigen Reichthum erlangen, welcher glücklich macht. Um glücklich zu ſein, muß man ſich nur recht ernſtlich vornehmen, die Rolle eines Glücklichen zu ſpielen auf dem Theater des Lebens; — iſt nur dieſe Rolle gut einſtudirt, die Garderobe dazu findet ſich, denn es kommt dabei mehr auf Kopf und Herz, auf die Farben und den Schmuck des Gemüths an, als auf das äußere Coſtüme. Nur hübſch aufmerkſam! Tauſend Güter, die ganz nahe liegen, entfliehen dem Menſchen aus Mangel an Aufmerkſamkeit, und die Meiſten ſehen auch den elyſiſchen Hain der Zufriedenheit vor lauter Bäumen nicht.

Darum, meine Freunde, wenn ihr nicht blos reich wie Krösus, ſondern glücklicher wie Krösus zu werden wünſcht:

Discite quid virtus et quid sapientia possit.

# Abſchiedsworte an die Leſer.

Indem ich jetzt, als ein Mann, der ſeine Lebensart gelernt hat, im Begriff ſtehe, höflich Abſchied zu nehmen von meinen hochgeehrten Leſern, ſehe ich mit Erſtaunen auf den Geſichtern der meiſten die Züge des Unwillens und ſchließe daraus, daß ſie, trotz meiner wiederholten Bemühungen, ihren Beifall zu gewinnen, durch meinen Vortrag doch nur ſchlecht erbauet worden ſind. Ich verweile daher noch einen Augenblick, um den Grund ihrer Unzufriedenheit zu vernehmen und mich, wo möglich zu rechtfertigen.

Alſo, meine Lieben, wenn ich fragen darf, warum ſind Sie dem eigentlich ſo wenig befriediget? — Nicht wahr, weil Sie etwas anderes erwarteten, als ich gegeben habe. Aber in dieſem Falle gebe ich Ihnen zu bedenken, ob es meine Schuld iſt, wenn Sie Erwartungen hegten, die nicht erfüllt werden konnten. Was Sie auch ſagen mögen, ich habe geleiſtet, wozu ich mich anheiſchig machte, alſo wirklich die Kunſt gelehrt,

durch deren Anwendung man reich werden kann. Das Mißverſtändniß liegt blos darin, daß ich eine Erklärung des Reichthums aufſtellte, mit welcher Sie ſich nicht nicht befreunden konnten. — „Ein ſchöner Reichthum, ſagen Sie, der blos in der Einbildung beſteht, und welcher wie eine Seifenblaſe verſchwindet, ſobald man aufhört zu arbeiten und ſeine Bedürfniſſe zu beſchränken.“ — Sollte denn kein Einverſtändniß möglich ſein? Wohlan, meine Liebwertheſten, ich will ſo gefällig ſein und Ihre Einwendungen ruhig anhören. Zuvörderſt geben Sie mir doch gefälligſt Ihre Erklärung von Reichthum. — „Reich, ſagen Sie, iſt nur derjenige, welcher viel an Geld und Gut beſitzt.“ — Um Vergebung, mit dieſer Definition kann ich mich nicht begnügen. Das Wort: Viel enthält einen gar zu unbeſtimmten, relativen Begriff. Was meinen Sie, wenn wir dafür einige Tauſend Thaler ſetzten. Nur wenige ſind, ſehe ich, mit dieſer Summe zufrieden; alſo höher hinauf. Was ſagen Sie zu 10, 20, 30, 40, 50 Tauſend Thalern? Die Zahl der Zufriedenen ſteigt, und nur Wenige halten auch die letzte Summe noch nicht für hinreichend, um für reich zu gelten. Indeß die meiſten Stimmen ſollen entſcheiden, und wir wollen annehmen, das Einer, der 50,000 Rthl. und darüber beſitzt, im abſoluten Sinne reich ſei. Aber Sie ſehen leicht ein, daß ein ſolches Einverſtändniß nur in dem kleinen Kreis von Perſonen, die in Bezug auf Stand und Beruf nicht

ſehr verſchieden ſind, geſchloſſen werden kann. Wenn ich z. B. vor einer Verſammlung franzöſiſcher oder engliſcher Pairs ſpräche, ſo würde man gar ſehr über dieſe Maßbeſtimmung lächeln und mitleidig die Achſel zucken.

Alſo, meine beſcheidnen Freunde, wenn ich Ihnen das Mittel gelehrt hätte, 50,000 Rthl. zu erwerben, d. h. nach Ihrer Erklärung reich zu werden, würden Sie dann noch nicht zufrieden ſein? — Ich leſe das freudige Ja auf Ihren erheiterten Geſichtern. — Ich könnte mich nun auf einmal aus aller Verlegenheit ziehen, und mich, auf den Erfolg berufend, behaupten, daß meine Kunſt, mit der gehörigen Ausdauer angewendet, zu dieſem erwünſchten Zwecke führe, und Sie auffordern, es zu verſuchen. Aber ich will nur geſtehen, daß dieſer Erfolg keinesweges ſicher ſein würde. — Und dann — fallen Sie mir ins Wort, — die mit dieſer armſeligen Kunſt verbundene Arbeit, die geiſtige und körperliche Anſtrengung, die Einſchränkung, Sparſamkeit u. ſ. w., das alles iſt nicht nach unſerm Geſchmacke. — Ich verſtehe, Sie wollen ſonach ohne ſolche beſchwerlichen Bedingungen, gleichſam durch eine Gnadenwahl, in dem Abrahams-Schooß des Reichthums ſitzen. Setzen wir alſo den Fall, Sie wären durch den Schlag einer Zauberruthe, z. B. einer, auf Schätze treffenden Wünſchelruthe, auf einmal reich geworden; ich bringe Ihnen dazu meinen herzlichen Glückwunſch und erlaube mir nur die kleine Frage:

was Sie nun mit Ihrem Gelde zu machen gedenken. — Ei, ei! wie verſchieden ſind die Antworten. Der eine will ein groſses Haus, der andere ein artiges Landgut kaufen; der beabſichtiget eine Kunſtſammlung, jener eine Bibliothek anzulegen; Hanns will ſchöne Pferde und Kunz veredelte Schafe aufſtellen und wieder Andere wollen Reiſen, Speculationen und tauſend andere Dinge unternehmen. Aus dieſen verſchiedenartigen Planen geht nun zuvörderſt hervor, daſs Ihr Reichthum keinen weſentlichen Zuſatz zu Ihrer Glückſeligkeit machen kann; denn wäre es ein weſentliches Stück derſelben, was Sie durch ihn zu erlangen hofften, ſo müſste das gleichgefühlte Bedürfniſs Sie auch ſämmtlich darauf führen; Ihre Wünſche müſsten ein und daſſelbe Ziel haben. — Ich höre, was Sie dagegen einwenden: „das allgemeine Gute und Vortheilhafte des Reichthums beſteht eben darin, daſs es in unſerer Gewalt ſteht, durch Hülfe deſſelben jeden aufſteigenden Wunſch zu befriedigen.“ — Wäre dies wirklich der Fall bei den ſogenannten Reichen? Wir wollen annehmen, einer von Ihnen habe für ſeine 50,000 Rthl. ein Landgut gekauft; wird er dann nichts mehr wünſchen und begehren? Gewiſs, wenigſtens gute Korn- und Wollpreiſe, gefüllte Ställe und Scheuern. Es trifft ſich auch wohl, daſs ihm ein anderes Landgut, ſchöner, gröſser und werthvoller als das ſeinige, zu Geſicht kommt, und bei dieſem Anblick das Verlangen in ihm aufſteigt, daſſelbe ſich anzueignen,

ohne daß ſich Mittel finden laſſen, dieſen Wunſch zu befriedigen. Demnach wird ſich gar bald zeigen, daß dieſer Reichthum nicht leiſtet, was man ſich von ihm verſprochen, ſondern daß man dabei gar viele unbefriedigte Wünſche und Bedürfniſſe und ſelbſt quälende Sorgen haben kann *).

Der Reichthum hingegen, der nach unſerer Methode erworben wird, genügt ſeinem Beſitzer in jeder Beziehung, denn er iſt ja nach unſerer Vorausſetzung immer größer, als die beſchränkten Wünſche und Bedürfniſſe deſſelben. Wenn er auch nicht von allen Sorgen frei iſt, ſo haben ſie doch in ſeiner genügſamen Geſinnung ihren ſchärfſten Stachel verloren. Die wahren Güter des Le-

*) Dieſelbe Anſicht ſpricht unter andern auch Weitzel (in deſſen Geſchichte der Staatswiſſenſchaft) recht klar und bündig aus, wenn er ſagt: „Ein Menſch kann ſich reich nennen, wenn bei dem Vergleiche der Mittel mit der Anzahl ſeiner Bedürfniſſe, die Summe jener, dieſe überſteigt. Vergleicht er aber ſein Vermögen mit dem großen Vermögen eines Andern, ſo fühlt er ſich im Vergleiche mit dieſem arm. Jenen Reichthum, deſſen Begriff das Reſultat des Vergleichs der Mittel mit der Menge ſeiner Bedürfniſſe iſt, wollen wir den abſoluten, dieſen aber, deſſen Begriff aus der Vergleichung des Beſitzes des Einen mit dem, was Andre beſitzen, ergeht, wollen wir den relativen Reichthum nennen. Jener hat ſeine Gränzen, nämlich in unſern Bedürfniſſen und iſt wirklich. Der relative Reichthum hat keine Gränzen, weil er ſie nur in dem wirklichen oder eingebildeten Beſitze Anderer haben könnte, und iſt darum eingebildet. Dieſe Bemerkung, deren Wichtigkeit wenn ich nicht irre, von den Staatswiſſenſchaftsgelehrten zu oft überſehen worden, iſt fruchtbar an Reſultaten.

bens liegen dem guten und tüchtigen Menſchen ſo nahe, daß es keiner goldenen Ketten bedarf, um ſie herbei zu ziehen. Wenn das Sprichwort wahr iſt, daß Jeder ſeines Glücks Schmid ſei, ſo kann nicht nothwendig erfordert werden, daß man blos in Golde und Silber arbeite. Bei unſern Lebensbildern kommt es ſo wenig als bei andern Bildern auf den goldnen Rahmen an, um ihre Schönheit zu empfinden oder zu beurtheilen. Der Geldreichthum enthält zwar die Bedingung, unſern Beſitz zu erweitern, aber die Befähigung, ſich dieſes Beſitzes auch gehörig zu erfreuen, verſchafft er nicht; die äußere Umgebung vermag er glänzend zu machen, aber die Stirn des ſorgenvollen Be-

---

Vorzüglich der Beſitz des relativen, idealen Reichthums wird in civiliſirten Staaten geſucht. Man will nicht nur ſeiner ſelbſt, ſondern oft mehr noch Anderer wegen beſitzen, und eigner Mangel kränkt und demüthigt nicht ſo tief, als der Ueberfluß des Reichen. Suchen wir den Grund des ewigen Kriegs, in welchem Stände über Stände, und der Einzelne im Staate über den Einzelnen ſich mit Gewalt und Liſt eine Ueberlegenheit zu erkämpfen bemühen, ſuchen wir den Grund ſo vieler Verbrechen und Laſter, die den Menſchen entehren und quälen, dann finden wir ihn in der Begierde nach relativem Reichthum. Das Elend des Einen macht das Wohlſein des Andern. Nicht allein, was ich an einem Andern gewinne, macht mich reicher; auch ſein für mich unfruchtbarer Verluſt vermehrt meinen relativen Reichthum, der nicht beſtimmt in meinem Beſitze, ſondern auch in der Armuth Anderer beſteht. Nicht abſolut reich, ſondern der Reichſte ſein, iſt das Ziel, nach dem man ſtrebt. Die Habſucht gleicht dem Ehrgeize Cäſars, der den erſten Platz in einem Dorfe dem zweiten in Rom vorzog ꝛc.“

ſitzers glättet er nicht; das an ihm hängende Auge und Herz wird deswegen nicht glänzender und heiterer.

Aber, wird man ſagen, — der Reichthum ſchützt doch am ſicherſten vor dem größten der Uebel, vor dem Mangel nämlich, welchen die Armuth mit ſich führt. — Die Armuth, ich gebe es zu, iſt freilich etwas, das auch den Muthigſten zuweilen in Verlegenheit ſetzen kann; aber wäre ſie wirklich das größte der Uebel? Daß man ſie dafür hält, beweiſet allgemeine Praxis des Weltlebens, da man in der Regel, um derſelben zu entfliehen, ohne Bedenken Geſundheit, Leben, Ehre und gutes Gewiſſen aufs Spiel ſetzt. Aber beweiſet nicht auch die Erfahrung, daß dieſen, dem Mammon gebrachten Opfern gewöhnlich die ſpäte Reue nachhinkt, und daß, wenn jener einkehrt, die Ruhe und die Zufriedenheit dagegen ausziehen und das Feld räumen? Ueberdies, läßt ſich fragen: ſchützt denn der Reichthum an ſich vor dem Mangel, auch wenn er nicht gebraucht wird? Darbt nicht der Geizige bei ſeinen Goldhaufen, trotz dem ärmſten Bettler? und bringt es nicht auch der Verſchwender bald ſo weit, daß er ſelbſt weſentliche Bedürfniſſe nicht mehr befriedigen kann? Gibt es nicht ferner auch einen geiſtigen Mangel, dem kein Geldbeſitz begegnet und abhilft? Das Verlangen nach geiſtigen Gütern, nach höherer Vollkommenheit, welches, wenn auch nur ſchwach ſich regend, doch auch bei dem ſinn-

lichſten Menſchen nicht gänzlich fehlt, kann durch keinen äußern Beſitz geſtillt und befriediget werden; woraus ſich das Mißbehagen, das ſo viele Reiche ſelbſt im vollſten Sinnengenuſſe fühlen, leicht erklären läßt. — Der Arme empfindet dieſe Unruhe weniger, weil er faſt ausſchließlich damit beſchäftiget iſt, die Bedingungen ſeiner Exiſtenz zu ſichern, und er dabei weniger Zeit und Gelegenheit hat, als der müßige Reiche, den Forderungen des Sittengeſetzes entgegen zu handeln.

Ein anderer Vorzug, den man für den Geldreichthum in Anſpruch nimmt, daß er nämlich, wie ein wirkſamer Talisman, vor dem Fluche des Paradieſes, nach welchem der Menſch im Schweiße ſeines Angeſichts ſein Brod eſſen ſoll, gleichſam dem Himmel zum Trotze, beſchütze und bewahre, iſt ſehr zweideutig; denn dieſe Gunſt erhält man nur durch einen weit härtern, unheilvollern Fluch. Allerdings diſpenſirt der Reichthum von der Nothwendigkeit der Arbeit, wenn ſein Beſitzer keine Luſt oder keine Geſchicklichkeit dazu hat; aber es fragt ſich, ob dieſe Befreiung eine ſo große Wohlthat iſt, als ſie auf den erſten Blick erſcheint. Der Menſch will, einem unwiderſtehlichen Triebe zufolge, thätig ſein, er will etwas ſchaffen und bewirken, und je ſchwieriger ſein Zweck iſt, deſto mehr wird er zur Verfolgung deſſelben angereizt. Das eigentliche Weſen moraliſcher Befriedigung beſteht in der Schwierigkeit des Erlangens, ſo wie der Glanz jeder irdiſchen Größe durch die Gefah-

ren erhöht wird, welche das Erringen derſelben begleiten. Was wir nur zu erfaſſen brauchen, läßt uns gleichgültig; der Beſitz, der uns beim erſten Anlauf wird, erzeugt nicht jene innerſten Luſtgefühle, jene höchſte Zufriedenheit, welche Denjenigen belohnt, der lange um die Frucht ſeiner Anſtrengung und ſeiner Standhaftigkeit ringen und dulden muß. Daher machen wir uns ſelbſt Schwierigkeiten, wo wir keine finden, und arbeiten nicht ſelten, wenn fremde Hände den Bau unſers Glücks vollendet haben, recht eifrig an der Zerſtörung deſſelben, blos um nicht unthätig zu ſein.

Da aber der Menſch aus Widerſprüchen zuſammengeſetzt iſt, ſo wirkt auch ſeinem natürlichen Thätigkeitstriebe eine eben ſo natürliche Trägheit entgegen und dieſe gewinnt durch fehlerhafte Erziehung gewöhnlich ein ſolches Uebergewicht, daß er ſich nur dann nützlich und zweckmäßig beſchäftiget, wenn der Stachel der Nothwendigkeit ihn dazu antreibt. Dieſen äußern Stachel aber ſtumpft oder zerbricht der Reichthum und bringt ſomit ſeinen Beſitzer, wofern die höhern Antriebe zur Thätigkeit unwirkſam ſind, auf die Ruhebank des Müßiggangs, welche, wie wir wiſſen, gewöhnlich zugleich eine Ruhebank des Teufels iſt, d. h. der Dämon der Langeweile, der zu vielem Böſen verführt, nimmt von dem reichen Müßiggänger Beſitz. — Unter dem erſchlaffenden Hauche der Weichlichkeit, welche den Reichthum begleitet, auf

dem glatten Boden glänzender Paläſte, verweilt dieſer Dämon am liebſten, und ſelbſt der königliche Purpurmantel ſchützt nicht gegen ſeine Qualen. Es ließe ſich ein dickes Buch ſchreiben über das Unheil, was die Langeweile von jeher in der Welt angerichtet hat. Schon ihr bloßer Name macht uns zu ſchaffen, indem wir nicht recht wiſſen, ob wir ſie Langeweile, oder lange Weile oder Langweile nennen und ſchreiben ſollen. — Damit der gemeine Mann, der rüſtige Arbeiter, der im Schweiße ſeines Angeſichts ſein Brod verdienen muß, doch auch etwas voraus habe vor dem Reichen und Vornehmen, wird er weniger als dieſer von der leidigen Langeweile heimgeſucht, und er beneidet daher oft in ſeiner Einfalt die begünſtigten Menſchenklaſſen um ihr langweiliges Nichtsthun. Aber kaum hat er an Sonn- und Feſttagen die Bekanntſchaft mit der vornehmen Dame gemacht, als er auch ſchon von ihr zu Thorheiten verleitet wird, und mit einem ſchweren Kopfe oder einer blutigen Naſe, die er von der Bierbank oder dem Tanzboden nach Hauſe trägt, die neue Bekanntſchaft verwünſcht.

Die Langeweile iſt alſo der moraliſche Bandwurm, der im Innern der reichen Menſchenklaſſen ganz beſonders ſchmerzhaft zwickt und nagt, und durch die vorgeſchlagenen Heilmittel, als da ſind, Zeitvertreibe und Vergnügungen, nie ganz abgeführt wird. Was aber das Schlimmſte iſt, von ihr erzeugen ſich die hypochondriſchen Grillen,

welche so vielen, übrigens braven Leuten das Licht der gesunden Vernunft umflattern und verdunkeln und der Wurm, der so manchem reichen und vornehmen Mann im Kopfe sitzt und ihn zu tollen Streichen verleitet.

Also auch gegen üble Laune, Schwermuth und Hypochondrie schützt der relative Reichthum nicht, vielmehr lehrt die Erfahrung, daß diese bösen Gäste fast ausschließlich in den Wohnungen der müßigen Reichen und Vornehmen ihr Quartier aufschlagen, gleich als wenn sie es liebten, recht bequem auf weichen seidnen Polstern zu ruhen. Wie schwer es aber hält, diese Quälgeister zu delogiren, davon kann sich Jeder leicht überzeugen, so wie ich mich an dem Beispiele meines alten guten Nachbars, eines reichen hypochondrischen Hagestolzen überzeugt habe. „Ich bitte Sie ums Himmels Willen, lieber Nachbar," habe ich ihm oft gesagt, „hören Sie doch auf, sich durch Ihre lächerlichen Wehklagen zum Gespötte der Welt zu machen; Sie haben ja Alles, was ein Herz, das kein bodenloser Abgrund ist, nur verlangen und begehren kann. Wäre unser einer an Ihrer Stelle Himmel, wie wollten wir jubiliren. In einer solchen Verschanzung von Geldsäcken, wie Sie hier [illegible] allen Seiten aufgeführt haben, kann man es, sollte ich denken, wohl keck mit jedem Feinde aufnehmen und den Angriff des tückischen Schicksals, ja des Teufels selbst, ruhig erwarten." — „Ach, wie können Sie so scherzen, war die Antwort des

armen Milzſüchtigen; eine traurige Verſchanzung, deren Beſatzung von Sorgen gebildet wird!“ — „Es kommt ja blos auf Sie an,“ meinte ich, — „die Garniſon zu wechſeln und die grämlichen Sorgen durch Freuden und Vergnügungen ablöſen zu laſſen.“ — So? ſagte er ſeufzend, damit, wenn keine Sorge wacht, das feindliche Schickſal wie ein ſchlauer Minengräber meine Wälle untergrabe und mich mit dem ganzen Retanchement in die Luft ſprenge? Dieſe böſe Möglichkeit verurſacht mir viele ſchlafloſen Nächte und mancher prophetiſche Traum zeigt mir lauernde Diebe und Mörder, welche mein Haus umſtehen und die Stelle ausſuchen, wo ſie ihre Bruchſtangen am bequemſten anlegen können. Und wie dieſe Diebe in der Nacht, kann anderes Unglück einbrechen und durch ſeine Büttel und Schergen meine beſte Habe und mein Leben ſelbſt, forttragen laſſen. Die Zeiten haben ein entſetzlich drohendes Anſehen; Sturm und Aufruhr herrſcht in der phyſiſchen und politiſchen Atmosphäre. Zudem bin ich ein kranker Mann, der ſchon mit einem Fuße im Grabe ſteht. Ach, es iſt doch ein ſchrecklicher Gedanke, ſo mir nichts dir nichts mit dem Senſenmann davon gehen und Alles zurücklaſſen zu müſſen! Ich glaube nicht, daß ich dieſes fürchterliche Unglück aushalte.“ — „Nun was das betrifft,“ ſagte ich lachend über ſein erbärmliches Leichenbittergeſicht, „ſo brauchen Sie ſich keine Sorgen zu machen; ich für meinen Theil tröſte mich über die Schwierigkeit, die harte

Nuß aufzuknacken, welche der Tod uns zwiſchen die Zähne ſchiebt, mit dem Gedanken, daß ſchon ſo vielen ſchwachen Menſchen und ſelbſt Kindern, die noch gar keine Zähne haben, das Kunſtſtück gelungen iſt und ich alſo auch nicht darin ſtecken bleiben werde.

„Kinder und Narren," verſetzte der Kopfhänger mit einiger Heftigkeit, „haben gut ſterben; ſie wiſſen den Henker davon, wie viel das Leben werth iſt; aber unſer einer, der ſo viel Solides zurücklaſſen muß, weiß ein Lied davon zu ſingen, wie bitter der Tod iſt. Ja, ein anderes wär' es, wenn man bei der Fahrt nach jener Welt einige Reiſekoffer aufpacken könnte; aber Alles in den Händen lachender Erben laſſen zu müſſen, — es iſt zum Verzweifeln."

„Freilich eine fatale Nothwendigkeit! der Gedanke daran iſt wohl im Stande, uns die gute Laune zu verderben. Indeſſen laſſen Sie uns ſehen, ob es für dieſen Fall kein Auskunftmittel gibt. Sind Sie nicht auch ſchon auf Reiſen geweſen, ohne Ihre Geldkaſten mit ſich zu führen, und haben Sie deswegen Mangel gelitten?"

„Das iſt etwas anders, erwiederte er verdrießlich; in unſern papiernen Zeiten kann man mit Bequemlichkeit einen Theil ſeines Vermögens in der Briefta ſche tragen, wenn man ſich mit Wechſeln oder Banknoten verſieht."

„Da haben Sie's!" fuhr ich fort; „und wenn man in ein fremdes Land geht, wo unſer einhei-

miſches Geld keinen Cours hat, muß man nothwendig ſolche Wechſel bei ſich führen. Nun frage ich, ob es für einen Mann, wie Sie, nicht möglich iſt, ſich für die bevorſtehende Reiſe nach der andern Welt ebenfalls mit Wechſeln zu verſehen, die dort gültig ſind und acceptirt werden."

„Das wäre gar nicht übel," ſagte der Murrkopf, indem er etwas erheitert aufhorchte. „Aber wie ließe ſich die Sache machen?"

„Nichts iſt leichter. — Geben Sie Acht, Freund! ich bin vielleicht im Stande, Ihnen die Möglichkeit zu erklären und Sie werden das Ding praktikabel finden. Ich will Ihnen keine Predigt halten über den Vorzug der geiſtigen Güter vor den materiellen, obgleich ſich darüber viel Beherzigenswerthes ſagen ließe. Nicht Jedermann, ich weiß es, iſt Liebhaber von ſolchen imponderabeln Gütern, welche die Seele bei ihrer Flucht aus dem irdiſchen Hauſe bequem einpacken und mit ſich nehmen kann. Aber da Sie ein frommer Mann ſind, der fleißig in die Kirche geht, ſo werden Sie ſich erinnern, daſelbſt gehört zu haben, daß unſer Heiland einſt geſagt hat: was ihr gethan habt dieſen Geringſten einem, das habt ihr mir gethan. Nach dieſem Ausſpruche erhält alſo Derjenige, welcher den Armen und Nothleidenden unterſtützt, gleichſam einen Wechſel, zahlbar am Ufer des jenſeitigen unbekannten Landes, welches im Ocean der Unendlichkeit liegt. Es wäre demnach, ſollt' ich meinen, für jeden frommen Chri-

ſten wohlgethan, ſich bei guter Zeit mit einem ſolchen Wechſel zu verſehen, und einem Reichen, wie Sie ſind, kann es ja nicht ſchwer werden. Sie haben dabei weiter nichts zu thun, als Ihr überflüſſiges Geld, das Ihnen ohnehin nichts nützt, durch Vermittlung der Wohlthätigkeit in einen guten moraliſchen Wechſelbrief, zahlbar auf Sicht nach den Reſpecttagen des Todes, ganz gemächlich umzuſetzen.

„Ach," ſeufzte die alte Wehklage, „das ſind leere Redensarten, phantaſtiſche Ideen und weiter nichts. — Ich bin nicht unbarmherzig, aber auch keineswegs geſonnen, die Liederlichkeit und den Müßiggang durch Verſchleuderung meines Vermögens zu unterſtützen. Die Zukunft iſt unſicher; Niemand kann wiſſen, wozu er ſeinen Sparpfennig brauchen werde. In dieſen ſchlechten Zeiten iſt ohnehin keine Hypothek ſicher genug gegen mögliche Verluſte, ſoll ich meine Kapitalien auch noch auf windige Hypotheſen, auf unſichere Hoffnungen ſtellen? Gehorſamer Diener!"

„Nun, erwiederte ich, Sie könnten es ja ſo machen, daß Sie ohne Koſten und Opfer ein Wohlthäter der Menſchheit würden. Da Sie, wie Sie ſelbſt geſtehen, Ihr Vermögen nicht mit nehmen können und es in den Händen lachender Erben zurücklaſſen müſſen, wie wäre es, wenn Sie daſſelbe durch teſtamentliche Verfügungen zu wohlthätigen Zwecken, z. B. zur Stiftung eines Kranken- oder eines Arbeitshauſes oder einer Armencolonie be-

ſtimmten? Die Vorſtellung des Ruhmes, den Sie dadurch erwerben würden, der frohen heitern Geſichter der, durch Sie geretteten Armen und der langen Geſichter Ihrer getäuſchten Erben könnte vielleicht bewirken, daß Sie ſich — um dieſelben nur recht bald realiſirt zu ſehen, eben ſo ſehr auf Ihren Tod freuten und ihn herbei wünſchten, als Sie ihn jetzt fürchten und entfernt zu halten ſuchen."

„Herr!" ſchrie der Unglückliche außer ſich vor Zorn, „Sie ſind ein Unverſchämter! wie können Sie ſich unterſtehen, mir ein ſolches Rabenlied vom Tode und Teſtamente zu ſingen?" — Somit kehrte er mir den Rücken zu und ließ mich in der erneuten Ueberzeugung ſtehen, daß es nach Jeſu Ausſpruch leichter ſei für ein Kameel, durch ein Nadelöhr zu gehen, denn für einen Reichen, in das Reich Gottes zu kommen.

Schwerlich wird Einer, der nach unſerer Methode reich geworden iſt, eine ſolche Sprache führen, denn aus den Kreiſen der Thätigkeit und Genügſamkeit ſind, wie durch einen Zauber, alle Sorgen und hypochondriſche Grillen verbannt.

So wenig, wie vor Seelen- und Gemüthsleiden ſchützt Euer Reichthum auch vor körperlichen Uebeln und Krankheiten, vielmehr zieht er dieſelben durch Unmäßigkeit und Ausſchweifungen gewöhnlich herbei. Die Geldſäcke, die, wenn ſie verſchloſſen ſind, ſchlechte Schlummerkiſſen für die Schwermuth und das böſe Gewiſſen bilden, glei-

chen oft, wenn ſie aufgemacht werden, der Büchſe der Pandora; tauſend Uebel und Krankheiten flattern daraus empor und nehmen Quartier bei dem Beſitzer. In einem leeren Beutel ſitzt freilich auch oft der Teufel, aber in einem ſtets vollen ſteckt eine ganze Legion verführeriſcher Dämonen. Der Reiche aus unſerer Schule hingegen erhält von der Mäßigkeit einen ſtählernen Schild gegen dieſe Uebel.

Selbſt die unläugbaren Vorzüge und Vortheile, welche der gewöhnliche Reichthum gewährt, müſſen in den meiſten Fällen durch den Verluſt weit werthvollerer Güter erkauft werden. So verſtattet z. B. der Reichthum zwar viele Bequemlichkeiten, Genüſſe und Vergnügungen, welche der Arme entbehren muß, aber eben dadurch bewirkt er Verzärtlung und Weichlichkeit; das Opfer, welches er für ſeine Gaben verlangt, iſt die Schwächung oder der Verluſt der moraliſchen Kraft. Die aus dem Reichthum hervorgehenden Genüſſe und Bequemlichkeiten bilden gleichſam ein Treibhaus für die jungen Menſchenpflanzen; ſie werden zwar groß und ſchön, bleiben aber ſchwach und unfähig, in dem gwöhnlichen harten Boden des Erdenlebens zu gedeihen. — Daher finden wir oft die feinſte Cultur und Politur mit dem höchſten Grade von Schwäche vereinigt; — in die größte Intelligenz ſind häufig die ſtärkſten Gifte des Laſters geimpft und in den glänzendſten Palläſten weilen nicht ſelten die unnatürlichſten Verbrechen. Dagegen be-

weiſet die Geſchichte, daß die größten Geiſter, die moraliſchen Heroen der Menſchheit, welche für ewige Zeiten mit der Krone der Ehre prangen, nicht aus den Glanzregionen des Lebens, ſondern aus dem ſtarken kräftigen Stamme des Mittelſtandes, zuweilen ſogar aus den harten Armen der Armuth, entſprungen ſind. Eine gewiſſe Strenge und Rauhheit der Erziehung, die nicht in den Pallaſten der Reichen zu finden iſt, zeigt ſich als unumgänglich nothwendig zur Entwicklung der geiſtigen Kraft, ohne welche nichts Großes und Edles ſich geſtalten kann. Wir wollen zwar nicht mit Plato behaupten, daß die Armuth die Mutter des Amor ſei, aber ſie iſt gewiß ſehr oft die Erzeugerin eines Herkules. — In den Bildungsſchulen der Reichen ſind die Bequemlichkeit und ſüßliche Schmeichelei gleichſam die Thürhüter, welche der ernſten Tugend den Zutritt verwehren und nur das Scheinbild derſelben, den Anſtand mit ſeinen abgeſchliffenen Manieren zulaſſen. Bei den immerwährenden Zuflüſſen des goldnen Regens verſumpft der Boden des Gemüthes in der Atmoſphäre des Reichthums, und jede Kraft, ohne welche weder Größe der Geſinnung, noch Tiefe der Erkenntniß möglich iſt, entwurzelt auf die Dauer. Jede Erhebung des Geiſtes iſt dem fremd, der ſich dem Sinnengenuſſe und der Bequemlichkeit ergibt; und wo findet der Menſch mehr Reize zu dieſem ſchlaffen Hingeben, als im Reichthume, welcher die an das Irdiſche feſtbindenden Feſſeln

vergoldet? Der verwöhnte Menſch vermag ſie um ſo weniger abzuſtreifen, da er ſie als Ehrenketten trägt.

Ein anderes ſehr werthes Gut endlich, welches man durch den Reichthum gewöhnlich verliert, iſt die wohlwollende, uneigennützige Geſinnung, an deren Stelle die unerſättliche Habſucht tritt. Es liegt in der Natur des Menſchen, daß er nie an dem erreichten Ziele ſeiner Wünſche ſtehen bleibt, ſondern über daſſelbe hinausgeht. Wer alſo den Zweck ſeines Lebens in die Anhäufung von Geld und Gut ſetzt, wird nie genug haben, und alle höhern Zwecke werden im Abgrunde ſeiner Habſucht untergehen. Die Zeit hat für einen ſolchen Menſchen keinen andern Werth, als in wiefern ſie das Maß für die Quantität ſeiner Geldzinſen oder für den Erfolg ſeiner Speculationen iſt, und die Ewigkeit, die keine weitern Zahlungen verheißt, iſt für ihn ein leerer oder furchtbarer Gedanke. Sein Verhältniß zu Gott iſt blos auf den Eigennutz gegründet. Er bringt dem Ewigen ſeine gedankenloſen Gebete, wie dem Landesherrn ſeine Steuern und geht in die Kirche, wie zu einem Herrendienſte, um nicht geſtraft zu werden. So iſt er durch die unermeßliche Kluft, welche die Habſucht bildet, auf immer getrennt von dem glücklichen Boden der Zufriedenheit, und die Menſchenliebe baut ihm keine Brücke über dieſe Kluft.

Ich könnte noch Vieles hinzufügen, um die bedenklichen Seiten des gewöhnlichen relativen Reichthums herauszuheben; das Beigebrachte wird aber, denk' ich, hinreichend sein, um bei meinen verständigen Lesern die Ueberzeugung zu bewirken, daß das menschliche Wohl auf ganz andern Grundlagen, als diejenigen sind, welche der materielle Reichthum gewährt, zu errichten sei. Demnach hoffe ich keinen Tadel, sondern vielmehr Beifall zu verdienen, wenn ich den Erwerb und Besitz dieses Reichthums von Bedingungen abhängig gemacht habe, welche sich mit der menschlichen Glückseligkeit vertragen. Diese verlangt aber zu ihrer Begründung auch einen gewissen geistigen Reichthum und daher konnte in einer Kunst, reich zu werden, auch dieser nicht übergangen werden. Ich würde vielmehr rathen, mit diesem anzufangen und dann versichert zu sein, daß auch der andere sich werde finden lassen, wenn man die Klugheit zur Führerin nimmt. Jeder, der diesem Rathe folgt, wird sich von der Wahrheit des Ausspruchs unsers Heilandes überzeugen, wenn er sagt: **Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch dieses Alles zufallen.**